

DER FELS

Friedrich Kardinal Wetter:

Anbetung – Grundhaltung des Christen

99

Die geistliche Familie „Das Werk“:

Leben mit dem eucharistischen Herrn nach dem Vorbild von Mutter Julia

102

Martine Liminski:

Ehe im Sturm

104

Katholisches Wort in die Zeit

36. Jahr Nr. 4

April 2005



Die Jünger erkannten Christus,
als er das Brot brach

INHALT

Friedrich Kardinal Wetter:

Anbetung
– Grundhaltung des Christen99

Die geistliche Familie „Das Werk“:

Leben mit dem eucharistischen Herrn nach dem Vorbild von Mutter Julia.....102

Martine Liminski:

Ehe im Sturm.....104

Zum Tod von Luigi Giussani:

Christentum als Begegnung
und Ereignis.....110

Fasziniert von Jesus Christus:

Muhammads mutiger Weg.....111

Theodor Haecker: Gott allein ist der Herr

Zum 60. Todestag von
Theodor Haecker.....112

Gerhard Stumpf:

Naturwissenschaft und Glaube
stehen nicht im Widerspruch
– ein Tagungsbericht114

Jürgen Liminski:

Der Ball von Dad.....115

Prof. Dr. Hans Schieser:

Ein erfolgreiches Schulmodell117

Auf dem Prüfstand.....120

Zeit im Spektrum.....122

Bücher.....124

Nachrichten.....126

Forum der Leser.....127

Impressum „Der Fels“ April 2005 Seite 127

Titelbild: Christus in Emmaus, J. B. Zimmermann

Fotos: 99 Wetter; 102, 104 Das Werk; 110 30 Tage, 20 Jgh.; Nr. 11/12-2002, S. 51; 100, 105, 111 Renate Gindert; 112 Evangelium im Bild, Kösel-Verlag München, S. 205; 114, 115 Stumpf; 117, 118 Obermerchtal;

Quelle S. 110: Zenit 22.2.2005

Quelle S. 128: Martyrologium „Zeugen für Christus“, BD I (1999) S. 260, Schönigh Verlag, Hrsg. H. Moll



Liebe Leser,

„Und sie gingen noch in der selben Stunde nach Jerusalem zurück“, heißt es bei Lukas (24,33). Diese Jünger hatten die entscheidende Begegnung gehabt. Das war etwas anderes als die Nachricht, die sie zuvor gehört hatten, nämlich, „dass er lebe“ (Lk 24,23). Zuvor war es ihnen so ergangen wie uns. Auch wir haben von den Evangelisten und der Kirche erfahren, dass der Herr auferstanden ist. Es ist die zentrale Botschaft unseres Glaubens.

Was macht eine Begegnung zu einer, die zur Umkehr führt? Dies ist auch die entscheidende Frage für das heutige Bemühen um Neuevangelisierung. Die Geschichte von Emmaus liefert den Schlüssel: Der Herr geht mit den Jüngern und lässt sich berichten, was sie bewegt, das, woran sie geglaubt haben. Er korrigiert ihre Vorstellungen und zeigt zugleich, wie sie ihre Erfüllung finden. Evangelisierung ist gelungene Inkulturation. Sie verdeutlicht, dass die Osterbotschaft die Antwort auf das ist, was die Menschen aller Kulturen im Tiefsten erwarten und erhoffen, was also ihre Wertvorstellungen trifft. Nicht alle decken sich mit denen des Evangeliums. Das war auch bei den Jüngern, die nach Emmaus unterwegs waren, nicht der Fall.

Wir sollten nicht annehmen, dass die heutigen Menschen keine Wertvorstellungen haben – das würde uns den Zugang zu ihnen versperren – mögen ihre Vorstellungen auch noch so korrektur-

bedürftig sein. Die Ideale der Aufklärer – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – der Gebrauch der Vernunft, sind gewiss in der Französischen Revolution und von den Ideologen des 19. und 20. Jahrhunderts schrecklich pervertiert worden. Aber sie lassen sich auf die christliche Botschaft zurückführen. Die heute herausgestellten Werte, wie Frieden, Gerechtigkeit, Dienst an den Armen, Entwicklungshilfe, Bewahrung der Schöpfung sind mit dem Evangelium gut vereinbar. Wor-um es also geht, ist aufzuzeigen, wie diese Ideale zu verwirklichen sind, damit sie der Sehnsucht und Erwartung der Menschen tatsächlich entsprechen. Das ist nicht die Art und Weise dieser Welt, sondern die der Heiligen. Paulus sagt von sich, dass er versucht hat „allen alles zu werden“, um Menschen zu retten. Der Papst weiß, warum er in seinem Bemühen um Neuevangelisierung ständig zum Streben nach Heiligkeit aufruft und uns die große Zahl der Heiligen vor Augen stellt, die er im Laufe seines Pontifikates kanonisiert hat. Es waren Menschen, die anderen auf ihrem Weg nach Emmaus die Osterbotschaft erschlossen haben, damit sie nach Jerusalem, d.h. dorthin, wo ihre Berufung war, zurückkehrten.

Wenn wir die vielen sehen, die weggehen von Jerusalem und zwar traurig, dann steht der Missionsauftrag vor unseren Augen. Der Schriftsteller Peter Seewald sagt in einem Beitrag: „Mit der Sache Jesu (ist) die letzte Vision verbunden, die uns noch geblieben ist. Die Frage ist ja gar nicht: Hat das Christentum noch eine Chance in dieser Gesellschaft? Die Frage ist in Wahrheit: Hat die Gesellschaft noch eine Chance ohne das Christentum?“ Diese säkularisierte Gesellschaft zeigt uns deutlich, dass sie ohne Christus keine Chance hat. Das zeigt zugleich, was unsere Aufgabe ist: Die frohe Botschaft von Ostern verkünden!

Mit freundlichen Grüßen
aus Kaufering

Ihr Hubert Gindert



Anbetung – Grundhaltung des Christen

In unseren Diözesen zwingt der Rückgang der Kirchensteuer zu massiver Einsparung, zu Stellenabbau und Verschlinkung der Verwaltung. Der Priestermangel erfordert größere Seelsorgeeinheiten und vielfältige Hilfsdienste, um eine geordnete und lebendige Seelsorge zu gewährleisten. Die derzeitigen strukturellen Umbaumaßnahmen erzeugen Unruhe und Besorgnis. Doch mehr noch ist zu fragen, ob sie die Zukunft von Glaube und Kirche in unserem Land sichern können.

Die Lebendigkeit des Glaubens bemisst sich nicht nach der Zahl von Personen und den finanziellen Ressourcen. Junge Kirchen in armen Ländern beweisen es uns. Die Entscheidungen über die Zukunft der Kirche in unserem Land fallen nicht dort, wo man zählen und rechnen kann, sondern in einem Bereich, der sich aller Berechenbarkeit entzieht.

Heute vor 14 Tagen, am 2. Februar, jährte sich der Tod von P. Alfred Delp zum 60. Mal. Er gehörte dem Kreisauer Kreis an, jener Widerstandsgruppe um den Grafen Helmuth James von Moltke und den Münchner Jesuitenprovinzial Augustinus Rösch. Mitten in der Ausweglosigkeit der gottlosen Diktatur des NS-Reiches suchten sie nach einem moralischen und politischen Neubeginn für ein neues Deutschland nach dem zu erwartenden Zusammenbruch des Nationalsozialismus.

Pater Delp hat dabei konzeptionelle soziale und politische Gedanken entwickelt, so zum Beispiel eine „dritte Idee“, die einen sozialen Weg jenseits von Kapitalismus und Marxismus weisen sollte. Damit wollte er zum Aufbau einer gerechten menschenwürdigen Gesellschaft beitragen.

Nach dem 20. Juli 1944 wurde er von der Gestapo verhaftet. Am 28. Juli holten sie ihn nach der hl. Messe, die er in der St. Georgskirche in München gefeiert hatte, ab und brachten ihn nach Berlin. Am 11. Januar wurde er zum Tod verurteilt und am 2. Februar in Berlin-Plötzensee erhängt.

In den Wochen und Monaten seiner Haft hat er viel geschrieben, mit gefesselten Händen. Die Kassiber, die zwei mutige Frauen heraus schmuggeln konnten, füllen einen ganzen Band.

Diese Schriften, niedergeschrieben im Angesicht des Todes, sind von einem außergewöhnlichen geistlichen Tiefgang. Sie zeigen uns, wie sich der gefesselte Alfred Delp um die Zukunft unseres Volkes und der Kirche sorgte, viel mehr als um sich und sein Leben.

Mit unbestechlichem Blick und kraftvoller Sprache stellt er die Diagnose für seine Zeit: „Wir sind ja alle vom Geist dieser Zeit besessen, der so durchaus überzeugt ist von sich selbst und betrunken von sich selbst und sich alles zutraut und gar nichts mehr weiß vom gebeugten Knie und vom offenen Herzen und vom hörenden Geist.“

Trifft diese Diagnose nicht auch auf unsere Zeit zu? Die Therapie, die Alfred Delp verordnet, lautet: Dieser Gottesferne des neuzeitlichen Menschen müssen wir begegnen mit einem „werbenden Dasein“ für das Evangelium. Wir dürfen nicht in die Defensive gehen, sondern müssen missionarisch wirken und Menschen für das Evangelium gewinnen.

Er sagt: „Die Menschen, die uns begegnen, müssen spüren, dass wir erlöste Menschen von heute sind.“

Es geht hier nicht um eine optimistische Ausstrahlung, sondern darum, dass sichtbar wird, ein Mensch ist in seinem Innersten vom Glauben an Gott und vom Vertrauen auf ihn getragen und findet darin eine Freiheit, die ihm keine Macht der Welt nehmen kann.

„Man muss spüren, dass wir in der Zeit Träger der Verheißungen und Gnaden sind, dass es uns gar nicht darauf ankommt, um jeden Preis ein paar Lebensstage länger da zu sein, dass es uns aber wohl darauf ankommt, um jeden Preis so zu sein, wie wir sind.“

In seiner Meditation zum Vater unser schreibt er das bekannte Wort: „Brot ist wichtig, die Freiheit ist wichtiger, am wichtigsten aber die ungebrochene Treue und die unverratene Anbetung.“ Damit stellt er eine hierarchische Werte- und eine

Gott anbeten heißt, in Ehrfurcht und absoluter Unterwerfung die „Nichtigkeit des Geschöpfes“ anzuerkennen, welches einzig Gott sein Dasein verdankt. Gott anbeten heißt, wie Maria im Magnificat, ihn zu loben, ihn zu preisen und sich selbst zu demütigen, indem man dankbar anerkennt, dass er Großes getan hat und dass sein Name heilig ist. Die Anbetung des einzigen Gottes befreit den Menschen von der Selbstbezogenheit, von der Sklaverei der Sünde und der Vergötzung der Welt.

Katechismus der Katholischen Kirche, Ziffer 2097

Lebensordnung auf, an deren oberster Stelle die Anbetung Gottes steht.

Die Anbetung und die damit verbundene liebende Hingabe an Gott spielen im Denken Delpes eine zentrale Rolle. Am 11. Januar 1945 war er zum Tod verurteilt worden. Am

23. Januar schreibt er in Erwartung des Todes einen Brief an sein Patenkind, das am 13. Januar geboren worden war.

In diesem Brief sagt er dem kleinen Alfred Sebastian, den er nie zu Gesicht bekommen sollte, worin er den Sinn seines Lebens sah: „Die

Rühmung und Anbetung Gottes vermehren; helfen, dass die Menschen nach Gottes Ordnung und in Gottes Freiheit leben und Menschen sein können. Ich wollte helfen und will helfen einen Ausweg zu finden aus der großen Not, in die wir Menschen geraten sind und in der wir das Recht

Die Frage, kann ein kranker Papst noch Papst sein, ist seit geraumer Zeit ein Dauerthema in den Medien. Dazu äußert sich Kardinal Ratzinger in einem Interview. Hier das Interview im Wortlaut:

Herr Kardinal, der Papst liegt im Krankenhaus, man sagt, er kann im Moment nicht sprechen. Wie ist das theologisch zu verstehen: Muss ein Papst sprechen können, um Papst sein zu können?

Ich würde sagen, normalerweise natürlich schon. Aber im Bogen eines langen päpstlichen Dienens und Lebens kann auch eine Phase des Nicht-Sprechens durchaus ihren Sinn haben, wenn der Papst auf andere Weise fähig ist, Entscheidungen bekannt zu geben und zu kommunizieren, zu hören und zu antworten; es gibt ja dazu viele Möglichkeiten. Ich glaube, wir haben gerade in diesen letzten Jahren gelernt, dass das Zeugnis eines leidenden Papstes eine große Bedeutung hat, dass Leiden eine eigene Art der Verkündigung ist. Ich habe durch viele Briefe und persönliche Zeugnisse gesehen, wie leidende Menschen sich dadurch neu angenommen fühlen. Mir hat die Vereinigung der Parkinson-Kranken geschrieben, dass sie dem Papst so danken, dass er gleichsam ihr Bild rehabilitiert, indem er öffentlich den Mut hat, als solcher Leidender aufzutreten und dennoch mit ganzem Einsatz zu wirken. Und er hat uns gerade auch in der Zeit seines Leidensweges vieles geschenkt und Neues gesagt. Kurzum: Es ist ja ein Stück eines ganzen Weges. Wir haben vom Papst sehr viele Worte geschenkt bekommen, eine große Botschaft. Eine andere Botschaft

ist, dass er nun in die Passion Jesu Christi mit eintritt; und das zeigt, wie Leiden fruchtbar ist als Mittragen mit dem Herrn, Mittragen mit den vielen Leidenden dieser Welt, denen sichtbar wird: Leiden hat Sinn, Leiden kann etwas Positives sein. Insofern, glaube ich, ist das, wenn man das Ganze seines Papstlebens und -wirkens betrachtet, eine Botschaft, die gerade in dieser Welt sehr wichtig ist, in der man das Leiden verstecken oder abschaffen will, das man eben nicht abschaffen kann.

Was trägt ihn denn so, dass er – wie Sie sagen – sich selbst in diesem Leid noch so zeigen kann?

Ich denke, wir haben gerade in seinem letzten Buch eine Antwort darauf gefunden, wo er uns sagt, dass er im Zusammenhang mit dem Attentat einerseits und mit der Botschaft von Faustina Kowalska über das göttliche Mitleid andererseits gelernt hat, dass im Mitleiden Gottes das Leiden selbst einen neuen positiven Sinn gewonnen hat und eine wesentliche Form ist, wie Gott uns erlöst, dem Bösen eine Grenze setzt. Er setzt dem Bösen nicht Grenzen, indem er Gewalt dagegen setzt; er begrenzt es gerade durch sein Mitleiden, indem er nun das Böse nicht selber tut, sondern den Menschen, die Welt in seinem Leiden neu aufnimmt und annimmt. Diese innere Überzeugung, die in ihm gerade seit dem Attentat gereift ist und für die ihm die Botschaft von Faustina Kowalska über das göttliche Mitleiden ein theologischer Vorlauf gewesen war, ist sozusagen die inwendige Schau, von



der er dabei lebt und mit der er das im Gefolge des leidenden Christus als Zeichen des Vertrauens auf das göttliche Mitleiden annimmt und den anderen weitergibt.

Ist dann seine Botschaft eine andere als früher? Bringt ihn dieses Leiden näher an Jesus Christus, den Leidenden, während er vorher vielleicht mehr der Verkündiger war?

Ich würde sagen, darüber sollten wir nicht urteilen, wann jemand näher an Jesus Christus ist. Das ganze gehört zusammen: Christus hat, wie einer der italienischen Gründer einer der Bewegungen gesagt hat, tagsüber gelehrt, nachtsüber gebetet und am Ende seines Lebens gelitten, und alles zusammen bildet den Weg Jesu Christi, durch den er uns das wahre Gesicht Gottes gezeigt hat. Er hat Anteil genommen in großem Umfang an dem Auftrag des Verkündigens, er war immer ein betender Mensch, und er ist nun in besonderer Weise ein leidender Mensch. In allem zusammen tritt er auch immer tiefer in die Gemeinschaft mit Christus ein.

*Das Interview führte
Ludwig Waldmüller
Pressemitteilung Radio Vatikan*

verloren, Menschen zu sein. Nur der Anbetende, der Liebende, der nach Gottes Ordnung Lebende, ist Mensch und ist frei und lebensfähig.“ Und am Ende des Briefes wünscht er ihm, „dass Du Dein Leben mit Gott lebst als Mensch in der Anbetung, in der Liebe und im freien Dienst.“

Was P. Alfred Delp seinem Patenkind wünschte, ist ein Programm für uns alle: Unser Leben mit Gott leben als Menschen in der Anbetung, in der Liebe und im freien Dienst.

„In der Anbetung sind wir ganz für Gott da, für nichts sonst“ (R. Guardini). In ihr bekennen wir uns zu der Grundwahrheit: Gott ist Gott und der Mensch ist Mensch, der sich ganz und gar Gott verdankt.

Wenn diese Wahrheit nicht mehr das Erste und Wichtigste ist, wird die Ordnung unseres Daseins erschüttert. Dann werden die Gewichte falsch, mit denen wir die Dinge wägen. Dann fehlt auch die Antwort auf die letzten Fragen des „Warum“ und „Wofür“. Wer Gott anbetet, kann nie vollständig aus der Ordnung kommen und wird erfahren, dass so manche Sorge gegenstandslos wird. (Siehe Romano Guardini, Anbetung, in: Glaubenserkenntnis, Kap. 1).

Durch die Anbetung wird der Mensch verwandelt. Er wird geformt von dem, den er anbetet. Das, was er im tiefsten als Berufung in sich trägt, gewinnt dadurch Gestalt: das Ebenbild Gottes. Die Anbetung des lebendigen Gottes ist darum die Grundhaltung des Menschen. Sie führt uns zu wahrer Größe, wie Papst Johannes XXIII. sagt: „Der Mensch ist nie so groß wie wenn er kniet.“

Der Heilige Vater hat uns aufgerufen, im Eucharistischen Jahr die eucharistische Anbetung zu beleben. In seinem Schreiben „Mane nobiscum Domine“ nennt er die beiden Anliegen dieses Jahres: die Verlebendigung der Feier der Sonntagsmesse und die Förderung der eucharistischen Anbetung. Die Anbetung Gottes gehört als inneres Moment zur Eucharistiefeier. In der eucharistischen Anbetung, die aus der Eucharistiefeier hervorgeht, wenden wir uns dem Sohn Gottes zu, der für uns Mensch geworden

und in der Gestalt des Brotes leibhaftig bei uns ist. Dankbar bekennen wir ihn mit Thomas als unseren Herrn und Gott und legen unser Leben in seine Hand.

Das ist die Grundhaltung des Christen, ja der Kirche. Denn sie ist Gemeinschaft mit Jesus Christus, dem Sohne Gottes. Auch wenn wir mit Christus aufs innigste verbunden sind, bleibt die anbetende Hingabe an ihn die angemessene Haltung vor ihm. Die Anbetung erniedrigt uns nicht; im Gegenteil, sie prägt uns und entfaltet in uns die hohe Würde der Gotteskindschaft.

In der Anbetung huldigen wir dem großen Gott und binden uns auch an ihn. Denn von ihm hängt unser ganzes Dasein ab. Diese Bindung führt in die Freiheit und lässt viele Schwierigkeiten an Bedeutung verlieren, auch solche, mit denen wir uns zur Zeit in der Kirche herumzuschlagen.

P. Delp hätte am 15. August 1944 seine letzten Gelübde ablegen sollen. Die Verhaftung hatte dies unmöglich gemacht. Am 8. Dezember durfte sein Mitbruder P. Franz von Tattenbach ihn in seiner Zelle besuchen. Mit gefesselten Händen unterschrieb Delp das Dokument der ewigen Profess. Und am nächsten Tag schreibt er in einem Kassettenüberglücklich an P. Tattenbach: „Nun haben die äußeren Fesseln gar nichts mehr zu bedeuten, da mich der Herr der vincula amoris gewürdigt hat.“

Der erste Akt der Gottesverehrung ist die Anbetung. Gott anbeten heißt, ihn als Gott, als den Schöpfer und Retter, den Herrn und Meister von allem, was ist, als unendliche und barmherzige Liebe anzuerkennen. Jesus beruft sich auf das Buch Deuteronomium und sagt: „Vor dem Herrn, deinem Gott, sollst du dich niederwerfen und ihm allein dienen:

Katechismus der Katholischen Kirche, Ziffer 2096



Pater Alfred Delp SJ vor dem Volksgerichtshof unter dem berüchtigten Roland Freisler.

Die vincula amoris, die Fesseln der Liebe, mit denen er sich durch die Ordensgelübde an Christus und seine Kirche gebunden hat, haben ihn in eine Freiheit geführt, die die äußeren Fesseln an seinen Händen bedeutungslos machten.

Die vincula amoris, mit denen wir uns in der Anbetung an Gott binden, befreien uns von bedrückenden Sorgen und Lasten. Und was wir zur Zeit an Umbruch erleben, kann dadurch zur Chance und zu neuem Aufbruch werden.

„Wir sind gekommen, ihn anzubeten.“ Unter diesem Leitwort werden die jungen Christen aus aller Welt zum Weltjugendtag nach Deutschland kommen und in Köln ein großes Fest des Glaubens feiern. Sie werden kommen, um anzubeten. Damit sind sie auf dem richtigen Weg in die Zukunft.

Seien wir alle Menschen der Anbetung, die vor Gott allein das Knie beugen und ihr ganzes Dasein in seine Hand legen. Dann sind wir auf dem richtigen Weg; dann brauchen wir keine Sorge haben um die Zukunft, weder um die Zukunft unseres Lebens noch die unserer Kirche.

Amen.

Predigt des Erzbischofs von München und Freising, Kardinal Friedrich Wetter, während der Frühjahrs-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz in Stapelfeld/Cloppenburg am 16. Februar 2005

Leben mit dem eucharistischen Herrn nach dem Vorbild von Mutter Julia

Am Gründonnerstag 2003 hat uns Papst Johannes Paul II. die Enzyklika *Ecclesia de Eucharistia* geschenkt. Dieses wunderbare Rundschreiben beginnt mit den Worten: „Die Kirche lebt von der Eucharistie“ (Nr. 1). Diese Wahrheit gilt auch für jede Diözese und kirchliche Gemeinschaft, für jede Pfarrei, jede christliche Familie und jeden Gläubigen. Wir alle leben von der Eucharistie. „Die heiligste Eucharistie enthält ja das Heilsgut der Kirche in seiner ganzen Fülle, Christus selbst, unser Osterlamm und das lebendige Brot. Durch sein Fleisch, das durch den Heiligen Geist lebt und Leben schafft, spendet Er den Menschen das Leben“ (II. Vatikanisches Konzil, PO 5). Folgen wir der Einladung des Heiligen Vaters und lassen wir uns im Jahr der Eucharistie neu von diesem großen Geheimnis des Glaubens ergreifen.

Mutter Julia Verhaeghe (1910-1997), die Gründerin der geistlichen Familie „Das Werk“, ist uns ein großes Vorbild und eine echte Lehrmeisterin, wie wir die Verbundenheit mit dem eucharistischen Herrn im Alltag leben können. Schon in jungen Jahren weckte Gott in ihrem Herzen die Liebe zur Eucharistie: „In meinen Kinderjahren war der Priester Edward Poppe ein Werkzeug Gottes, gleichsam die Tür, die meine Seele für das milde Licht des

Geheimnisses der Eucharistie öffnete. Durch die Eucharistische Bewegung für Kinder wurde ich innerlich sehr zum eucharistischen Herrn hingezogen. Er hat mich ergriffen, begleitet und mit seiner heiligen Nähe genährt“.

Mutter Julia war ganz vom Geheimnis der heiligen Eucharistie durchdrungen. Die heilige Messe



Die äußere Haltung ist ein Zeichen der inneren Gesinnung.

mitzufeiern und beim eucharistischen Herrn zu sein, war für sie größte Freude, ja ein Vorgeschmack der himmlischen Herrlichkeit. Einmal schrieb sie: „Es kommt mir vor, dass ich in die Herrlichkeit, die Barmherzigkeit und die Fruchtbarkeit des Messopfers eingetaucht werde. Tiefe Freude, unaussprechliche Dankbarkeit und Gegenliebe erfüllen gleichsam mein ganzes Wesen und Sein“. Sie verweilte oft lange Zeit vor dem Tabernakel. Dort wurde sie vom Herrn immer wieder mit übernatürlichem Frieden, mit tiefen Einsichten und mit neuer Lebenskraft erfüllt.

Das Geschenk des Herzens Jesu

Gerne betrachtete Mutter Julia die Stellen, an denen die Heilige Schrift vom Letzten Abendmahl berichtet. Sie erwog in ihrem Inneren, wie bereitwillig Jesus Christus auf das bittere Leiden zuzuging, wie sehr die Apostel über seine ernstesten Worte erschüttert waren, wie dunkel es in der Seele des Judas wurde. Vor allem aber blickte sie auf das Herz Jesu, das von überströmender Liebe und Sehnsucht erfüllt war: „Ich habe mich sehr danach gesehnt, vor meinem Leiden dieses Paschamahl mit euch zu essen“ (Lk 22,15).

Während des Letzten Abendmahls sprach der Herr über Brot und Wein die geheimnisvollen Worte: „Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird... Dieser Kelch ist der Neue Bund in meinem Blut, das für euch vergossen wird“ (Lk 22,19-20). Mit diesen Worten, so schrieb Mutter Julia, „setzte Jesus die heilige Eucharistie und das Priestertum ein. Das sind die beiden großen Geschenke seiner Liebe, die Er in der von Trauer erfüllten Abschiedsstunde seiner Kirche hinterlassen hat. Das sind göttliche Einsetzungen, die seinem von Liebe überfließenden Herzen entströmt sind. Die Eucharistie ist die größte Gabe, die der Herr uns geben konnte, die Gabe seiner selbst. Wie könnten wir gedankenlos

oder oberflächlich mit der Eucharistie umgehen oder gar die Sonntagspflicht vernachlässigen, da Christus uns doch in diesem Sakrament sein Erlösungsoffer, seine Liebe, sein Herz anvertraut hat!

Der kleine Tropfen Wasser

Von Jugend auf bemühte sich Mutter Julia, bewusst und tätig an der heiligen Messe teilzunehmen. Sie strebte danach, die einzelnen Teile der Messe in lebendigem Glauben mitzuvollziehen. In großer Liebe vereinigte sie sich mit dem Opfer, das der Priester auf dem Altar darbrachte. Besonders wichtig wurde ihr im Laufe der Jahre ein Gebet, das der Priester bei der Gabenbereitung spricht, wenn er ein wenig Wasser in den Kelch mit Wein gießt: „Wie das Wasser sich mit dem Wein verbindet zum heiligen Zeichen, so lasse uns dieser Kelch teilhaben an der Gottheit Christi, der unsere Menschennatur angenommen hat“.

In diesem Tropfen Wasser sah Mutter Julia sich selbst und ihre eigene Sendung. In einem Gebet brachte sie dies folgendermaßen zum Ausdruck: „Herr, lass mich im Kelch des Priesters, der Dir das heilige Opfer darbringt, der kleine Tropfen Wasser sein, der sich mit dem Wein verbindet und sich darin verliert.“ Der kleine Tropfen Wasser bedeutete ihre Hingabe für das „Werk“ und die Seelen, ihre Sehnsucht nach treuen Priestern und Gottgeweihten, ihre Sühne für die Wunden in der Kirche, ihr Gebet für die Nöte in der Welt. All das legte sie bei der Messfeier in den Kelch des Priesters hinein, verbunden mit der inständigen Bitte, dass Gott mit dem Opfer seines vielgeliebten Sohnes auch ihr Opfer annehme und für das Heil vieler fruchtbar mache.

Diese eucharistische Grundhaltung könnten auch wir uns zu eigen machen. Oft meinen wir, Aufgaben und Schwierigkeiten alleine bewältigen zu müssen, und sind enttäuscht, wenn uns dies nicht gelingt. Wäre es nicht eine Tat des Glaubens und eine echte Erleichterung, wenn wir unsere Anliegen in Familie und Beruf bei der Opferung dem Herrn anvertrauten, wenn wir die großen

Herausforderungen in Kirche und Welt in das Messopfer hineinlegten, wenn wir unsere Hingabe, unseren Einsatz, unsere Opferbereitschaft mit der Hingabe Jesu Christi vereinigen? Wer dies tut, wird Schritt für Schritt zu einer „Opfergabe mit der Opfergabe“ (Mutter Julia) und entdeckt, wie viel die Messe mit dem Alltag und der Alltag mit der Messe zu tun hat.

Das Sakrament der Einheit

In der Enzyklika über die Eucharistie schreibt Papst Johannes Paul II.: „Den Keimen der Entzweiung unter den Menschen, die – wie die tägliche Erfahrung zeigt – auf Grund der Sünde tief in die Menschheit eingegraben sind, stellt sich die schöpferische Kraft der Einheit des Leibes Christi entgegen. Die Eucharistie, die die Kirche aufbaut, schafft gerade dadurch Gemeinschaft unter den Menschen“ (Nr. 24).

Mutter Julia, die ein Charisma empfangen hat, „dessen Berufungsgnade und Berufungsauftrag im Wesen Anbetung und Einheit sind“, erinnerte wiederholt daran, dass die wahre Einheit nicht von uns gemacht werden kann. Der Glaube, die Bekehrung und die Mitarbeit jedes Einzelnen sind gewiss wichtig. Letztlich kommt die Einheit aber von Gott. Er schenkt sie uns vor allem durch die Kommunion: „Durch die Teilnahme am Leib und Blut Christi in der heiligen Kommunion, die uns hineinnimmt in sein Geheimnis und die uns umformt, schlägt die Einheit in uns mehr und mehr Wurzel und bindet uns als Familie Gottes zusammen“ (Mutter Julia).

Die heilige Kommunion macht uns eins mit dem Herrn und untereinander. Dies gilt für jede Gemeinschaft und Familie. Deshalb laden wir die Eheleute und ihre Kinder ein, nach Möglichkeit miteinander zur Sonntagsmesse zu gehen und den Leib des Herrn zu empfangen. So werden Liebe und Einheit in der Familie vom Herrn selbst gefestigt. Die heilige Kommunion muss uns etwas Großes und Heiliges sein: Hier kommt Jesus Christus wirklich zu uns mit Fleisch und Blut, mit Leib

Kraft ihrer innigen Beziehung mit dem Opfer von Golgotha ist die Eucharistie Opfer im eigentlichen Sinne, und nicht nur in einem allgemeinen Sinne, als ob es sich um ein bloßes Sichhingeben Christi als geistliche Speise an die Gläubigen handelte. Das Geschenk seiner Liebe und seines Gehorsams bis zur Vollendung des Lebens (vgl. Joh 10,17-18) ist in erster Linie eine Gabe an seinen Vater. Natürlich ist es Gabe zu unserem Wohle, ja für die ganze Menschheit (vgl. Mt 26,28; Mk 14,24; Lk 22,20; Joh 10,15), aber dennoch vor allem Gabe an den Vater: „ein Opfer, das der Vater angenommen hat, indem er für die Ganzhingabe seines Sohnes, der „gehorsam wurde bis zum Tod“ (Phil 2,8), die ihm als Vater eigene Gabe zurückschenkte, d. h. ein neues, ewiges Leben in der Auferstehung“. Indem Christus der Kirche sein Opfer geschenkt hat, wollte er sich auch das geistliche Opfer der Kirche zu eigen machen, die berufen ist, mit dem Opfer Christi auch sich selbst darzubringen. Das lehrt uns das Zweite Vatikanische Konzil mit Bezug auf alle Gläubigen: „In der Teilnahme am eucharistischen Opfer, der Quelle und dem Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens, bringen sie das göttliche Opferlamm Gott dar und sich selbst mit ihm“.

Johannes Paul II. *Ecclesia de Eucharistia* – Die Kirche lebt von der Eucharistie, 17.4.2003



„Wir müssen die Tabernakel, in denen der Herr in seiner heiligen Gegenwart unter uns wohnt, mit aller erdenklichen Schönheit und Würde ausstatten und umgeben, damit sie zu einem Zeichen werden, das die göttliche Majestät des Königs der Könige ausstrahlt. Mit Sorgfalt soll darüber gewacht werden, dass alle Initiativen im Bereich des Sakralen und der Liturgie und jeder Gebrauch von Gegenständen, die für den heiligen Dienst bestimmt sind, nur das eine Ziel haben: die tiefe Ehrfurcht gegenüber der Majestät Gottes zum Ausdruck zu bringen“.

und Seele, als wahrer Mensch und wahrer Gott. Hier bindet Er uns als seine Brüder und Schwestern zusammen. Lasst uns deshalb mit großem Glauben zum Tisch des Herrn hinzutreten! Lasst uns nach dem Kommunionempfang in inniger Anbetung und Danksagung, in liebender Sühne und im vertrauensvollen Gebet füreinander und für die Kirche verharren! Und lasst uns oft an die empfangene Kommunion denken! Dies hilft uns, die Gebote treu zu befolgen, den Glauben mutig zu bezeugen, in der Versuchung stark zu bleiben und die Gemeinschaft mit Gott zu bewahren.

Die Ehrfurcht vor dem Heiligen

Mutter Julia rief während ihres Lebens immer wieder dazu auf, das Heilige heilig zu halten. Weil die Eucharistie das *Allerheiligste* ist, liegt es auf der Hand, dass ihr die Ehrfurcht vor diesem Sakrament besonders wichtig war. Gegenüber den Tendenzen zur Entheiligung der Liturgie und der Gotteshäuser, die sie mit tiefem Schmerz erfüllten, unterstrich sie stets die große Bedeutung der sakralen Atmosphäre und der würdigen Feier des Gottesdienstes:

Dem Beispiel von Mutter Julia folgend, soll uns die *Ehrfurcht vor der heiligen Eucharistie* ein großes Anliegen sein. Dies beinhaltet auch, dass wir die liturgischen Normen in Treue befolgen, die durch die Instruktion *Redemptionis sacramentum* in Erinnerung gerufen wurden. Konkrete Ausdrucksformen der Ehrfurcht sind zum Beispiel die bewusste Kniebeuge beim Betreten einer Kirche, die würdige Körperhaltung und das Vermeiden unnötiger Gespräche im Gotteshaus, die gläubige und tätige Teilnahme an der Messfeier, die sorgfältige Vorbereitung auf die heilige Kommunion, auch durch den gläubigen Empfang des Bußsakramentes, die Dankbarkeit für das große Geschenk der Kommunion, das anbetende Verweilen vor dem Tabernakel.

Mutter Julia wies die Menschen immer wieder auf Jesus Christus hin, der in den Sakramenten, und besonders in der heiligen Eucharistie, bei uns bleibt. Viele Jahre vor ihrem Heimgang wünschte sie, dass auf ihrem Grabstein die folgenden Worte geschrieben werden: „*Gottes barmherzige und gerechte Liebe sucht euch, wacht über euch, wartet auf euch. Geht zu ihr in der heiligen Eucharistie*“.

Die heimliche Debatte um die Zukunft der Ehe bewegt sich auf zwei Ebenen. Die erste ist die öffentliche, aber folgenlose Bekundung von der Bedeutung der Ehe. Sie ist der Resonanzboden für Fensterreden mit warnendem Ton. Diese Debatte wird vor allem in kirchlich finanzierten Akademien gepflegt. Die zweite Ebene ist eine politisch-abgehobene, bei ihr geht es um die verfassungsrechtliche Stellung der Ehe. Am wichtigsten jedoch ist die undiskutierte Ebene des praktischen Lebens. Sie ist fast nur noch in ihrer negativen Form, beim Thema Scheidung, Teil des öffentlichen Diskurses. Aber die Ehe im Alltag ist Bestandteil der Zukunft dieser Gesellschaft. Denn die Ehe ist der anthropologische Kern der Familie. Eine Spaltung dieses Kerns führt zur Atomisierung der Gesellschaft, ein explosiver Prozess, in dessen Dynamik wir uns zweifellos befinden. Die Ehe steht im Sturm des gesellschaftlichen Wandels, und die Frage ist: Wie halten wir Kurs?

Es gibt keine Patentlösung, aber die Kraft des Sakramentes. Dank dieser Kraft kann jede Ehe entsprechend ihren Lebensumständen ihren Weg finden. Das ist auch gut so. Denn jede Familie, jede Ehe ist einzigartig, eine besondere Liebesidee Gottes.

Auf jeden Fall gilt der Rat, den schon Christus gab: Seid wachsam. Das heißt, die Eheleute müssen aktiv rudern und vorbeugend lenken, damit sie vom Strom nicht mitgerissen oder sogar zerrissen werden. Es gibt keine Vollkasko-Versicherung, keine Garantie für das Schiff namens Ehe. Aber wer vorbeugend lenkt, wird auch immer die berühmte Handbreit Wasser unter dem Kiel haben und nirgendwo auflaufen.

Wie sieht die Lage der Ehe in der Gesellschaft von heute aus? Ehe und Familie als Lebensform entspricht den natürlichen Vorstellungen. So haben fast alle Deutschen auch heute den Wunsch, die Gesellschaft möge künftig mehr Wert auf Familienleben legen (zum Beispiel in Deutschland 91 Prozent aller Befragten, in Frankreich 89, in Großbritannien 88).

Der Prozess der gesellschaftlichen Atomisierung, der mit der industri-

Ehe im Sturm

Fünf Impulse zum Nachdenken über die Ehe

ellen Arbeitsteilung begann und den Arbeitsplatz und oft auch den Arbeitsort von der Familie entfernte, ja entfremdete, hat den Familienraum eingeengt und die Familienfunktion reduziert auf die Befriedung und Pflege der emotionalen Bedürfnisse. Die Vorsorge für Alter und Krankheit wurde weitgehend auf den Staat übertragen. Dieser familiär-gesellschaftliche Strukturwandel hat gewaltige Auswirkungen auf die persönlichen Beziehungsstrukturen. Denn gleichzeitig mit der sich verändernden Sozialstruktur sinkt im Bewusstsein der Gesellschaft die Bedeutung von Ehe und Familie als grundlegende Institution des Zusammenlebens. Das Ich wird zum Maßstab, es wächst die Zahl der nichtehelichen Gemeinschaften. Der Anteil der Menschen, die nie in ihrem Leben heiraten, liegt in Deutschland jetzt bei vierzig Prozent. Auch die sogenannte „Partnerfluktuation“, die steigenden Scheidungszahlen (trotz sinkender Eheschließungen) und die wachsende Zahl von Singles oder Ein-Personen-Haushalten, besonders in den größeren Städten (bisweilen mehr als die Hälfte; insgesamt sind es von den rund 39 Millionen Haushalten in Deutschland fast zwei Fünftel), sind alarmierende Zeichen einer „Ich-Gesellschaft“. Ihr herausragendes Merkmal ist der Egozentrismus, die Ich-Bezogenheit ihrer einzelnen Mitglieder.

Dieser Wandel kann nicht ohne Folgen auf die Beziehungsfähigkeit vor allem der jüngeren Generationen bleiben. Das Scheidungsphänomen macht es deutlich. Die Zahl der Scheidungen stieg in den letzten Jahren stetig. Das Jahr 2004 verzeichnet einen Rekord von rund 210.000 Trennungen (mit mehr als 150.000 Scheidungsweisen), gleichzeitig sank die Zahl der Eheschließungen auf einen

Minusrekord von 360.000. Anfang der siebziger Jahre gab es hierzulande rund hunderttausend nichteheliche Lebensgemeinschaften, heute sind es fast zwei Millionen, und sie haben rund achthunderttausend minderjährige Kinder. Ebenfalls Tendenz steigend.

Die steigenden Scheidungsziffern führen zu weiteren Phänomene der modernen Beziehungswelt. Viele Geschiedene versuchen es ein zweites oder drittes Mal und bringen oft ein oder mehr Kinder in die neue Ehe mit. Die Zahl der sogenannten Patchwork-Familien wächst. Anfang 2004 zählte man rund 660.000 mit insgesamt 1,2 Millionen Kindern. Fast jedes zwölfte Kind kommt aus solch einer Familie. Fast alle haben ihren leiblichen Vater durch Scheidung oder Trennung verloren, kaum eines durch Tod. Die Soziologen rechnen damit, dass jedes fünfte Kind in Deutschland, das zwischen 1990 und 2000 geboren wurde, in den ersten zwei Lebensjahrzehnten die Scheidung seiner Eltern erleben wird. Schon jetzt sind bei der Hälfte aller Ehescheidungen die Kinder minderjährig. Was das für die Beziehungsfähigkeit dieser Kinder bedeutet, ist nicht zu ermessen. In den meisten Fällen bleibt ein Trauma. Das ist die moderne Welt, in der junge Leute zurechtkommen müssen. Aber es wäre verfehlt zu glauben, dass etwa die steigenden Scheidungszahlen zu einer völligen Entwertung von Ehe und Familie führten. Im Gegenteil. Sie machen die Ehe eigentlich nur noch attraktiver. Hinzu kommt der Abbau der staatlichen Sicherungssysteme, der den Wert von Ehe und Familie als privates Sicherungssystem steigert. Allerdings führt die erhöhte Scheidungshäufigkeit zur Verbreitung vorfamiliärer Lebensformen und verzögert die Familien-



Unsere Autorin, Martine Liminski, während einer Pause auf dem letzten Kongress „Freude am Glauben“ in Regensburg.

gründung. Ein Grund ist die Angst vor einer definitiven Bindung und einer möglicherweise lebensprägenden Enttäuschung. Die Scheidungszahlen verunsichern. Sie machen den totalen Einsatz der Liebe, das Risiko der Hingabe bewusster. Auch das ist eigentlich eine Chance. Nicht die Ehe ist zu proben, sondern der künftige Partner ist auf seine Beziehungsfähigkeit, das heißt auf seine Wertmaßstäbe und Lebenspläne hin zu prüfen. Hier liegt der Gedankenfehler: Statt die Voraussetzungen für die Ehe zu prüfen, wird vielfach die Ehe als Institution infrage gestellt.

Diese moderne Bindungsangst ist ein Ergebnis des allgemeinen Werteverlustes. Wenn alle Werte gleich sind, sind alle Werte auch gleichgültig. Ohne Hierarchie der Werte verschwimmt jede Ordnung, auch die gesellschaftliche, in einem Brei an Nettigkeit und Freundlichkeit, die niemanden verpflichtet. Um es kurz zu machen, die Kausalkette für

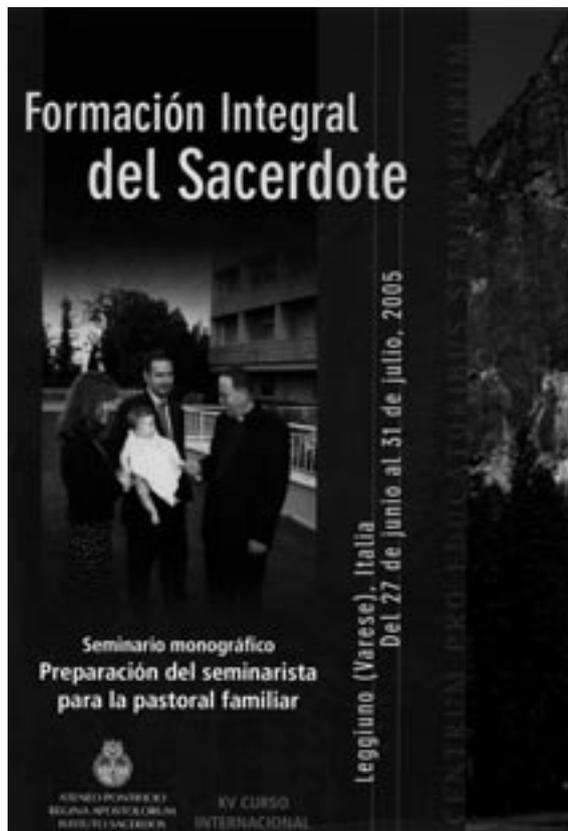
den Angriff auf das Institut der Ehe könnte etwa so lauten: Die Relativierung der Werte führt zum Verlust der Werte, der Verlust der Werte zur Bindungsunfähigkeit, diese wiederum zur Angst vor der Ehe, verbrämt als eine Lebensform unter vielen anderen Lebensformen.

Der Relativismus der Werte ist das Krebsübel der Gesellschaft. Ratzinger sagt es bündig: Der Kern der heutigen Krise ist der Verzicht auf die Wahrheit. Das betrifft auch die Beziehungswelt des Menschen. Denn es ist auch ein Verzicht auf die Setzung von Prioritäten. Ohne Prioritäten ist ein geordnetes Leben nicht möglich. Das weiß man schon seit den zehn Geboten. Auch sie haben eine gewisse innere Ordnung. Sie handeln vor allem von den Beziehungen des Menschen, zunächst zu Gott und dann zu den Verwandten und den Mitmenschen. Ohne Beziehung ist der Mensch nicht denkbar. Es ist nicht gut, dass er allein sei. Die engste menschliche, die Ur-Beziehung ist die zwischen Mann und Frau. In ihr begegnet der Mensch auch Gott. Paulus zieht im Epheserbrief die Parallele zwischen ehelicher Liebe und der Liebe Christi zu seiner Kirche („... wie Christus die Kirche geliebt und sich für sie hingegeben hat“, 5,25ff).

Johannes Paul II. drückt es in seiner großen Enzyklika *Familiaris Consortio* so aus: „Die eheliche Liebe hat etwas Totales an sich, das alle Dimensionen der Person umfasst ... sie ist auf eine zutiefst personale Einheit hingeeordnet, die über das leibliche Einswerden hinaus dazu hinführt, ein Herz und eine Seele zu werden“.

Aber in der Koexistenz von neuen und traditionellen Familienformen liegt auch eine Chance. Sie ist de facto ein Wettbewerb, und dabei schneiden Familie und Ehe immer besser ab als die Ich-Formen. Auch hier kommt eine wissenschaftliche Bestätigung aus Amerika. Linda J. Waite und Maggie Gallagher vom Forschungszentrum *Eltern, Kinder und Arbeit* der Universität Chicago haben aus jahrzehntelanger Eheforschung folgendes Fazit gezogen: Eheleute leben im Vergleich mit unverheirateten Zusammenlebenden länger, sind

deutlich zufriedener, erfreuen sich einer besseren Gesundheit, haben ein höheres Einkommen, sind erfolgreicher und beruflich motivierter, engagieren sich eher und ausdauernder,



Moderne Ehe- und Familienpastoral I: Ausbildung für Rektoren von Priesterseminaren durch ein päpstliches Institut in Norditalien.

leben weniger aufwendig (was die Vermögensbildung begünstigt), sind teamfähiger, das Immunsystem ist stärker, Depressionen seltener.

Wie kommen wir dahin? Es gibt zwar kein Patentrezept, aber es gibt typische Gefahren, Klippen der heutigen Zeit, und es gibt Orientierungsmarken, Leitsterne, die uns helfen können, Kurs zu halten. Fünf solcher Orientierungsmarken seien genannt.

Erstens: Mann und Frau sind nicht gleich.

Man weiß heute sehr viel über die verschiedenen Hirnhälften, über die verschiedenen Verhaltensmuster, über die verschiedenen Arten der Wahrnehmung von Mann und Frau. Daraus erwachsen auch verschiedene Ansätze für die Lösung von Problemen. Ebenso für die Belastungsfähigkeit, für die räumliche Wahrnehmung, für die Sinnwahrnehmung, für die Gestaltung eines Gesprächs, für die Empfindung von Bindung, für die Intuition und Gefühle, auch für das unterschiedliche Empfinden der Erfüllung in und durch die Sexualität.

Daraus ergeben sich unterschiedliche Ansätze für die Lebensgestaltung, und daraus lässt sich eine banale Konsequenz, eine eigentlich selbstverständliche Lektion ziehen: Mann und Frau müssen sich besser kennenlernen, um sich besser zu verstehen und so auch tiefer und intensiver lieben zu können. Denn lieben heißt Annahme des anderen, heißt Hingabe, heißt Dienen. Frauen müssen die Sprache der Liebe des Mannes lernen und dechiffrieren und dasselbe gilt für die Männer. Nur so können die Eheleute ihr Handeln danach ausrichten, nur so verhindern sie, dass sie sich missverstanden fühlen, weil die Reaktion nicht die erwartete ist. In der Bibel heißt es: „Gott schuf den Menschen als Mann und Frau“. Johannes Paul II. erklärt: „Beide sind also Menschen, beide sind von gleicher Würde und gleichem Wert, aber sie sind je anders. Sie sind jeweils ein anderes Ich im gemeinsamen Menschsein“.

Konkret: Die Eheleute müssen sich heute mehr denn je bemühen, diese spezifischen Eigenheiten des anderen Ich zu erkennen, sie müssen aneinander lesen und lernen.

Zweitens: Die Gefahr des Konkurrenzdenkens in der Ehe

Diese Gefahr ist vielen nicht bewusst. Sie hat sich in den letzten Jahren in unser Denken eingeschlichen. Eingeflüstert hat es uns der Feminismus, der keinen Unterschied mehr macht zwischen gleichartig und gleichwertig. Der radikale Feminismus hat das Frau-Sein auf eine primitive Denkweise reduziert: Teilhabe und Gewinn von Macht. Über andere verfügen wollen, statt ihnen zu begegnen. Nicht umsonst steckt in dem Wort herrschen das Wort Herr.

Der Feminismus kennt die Freundschaft nicht. Und er kennt auch nicht den Mensch als Person, die sich der Verzweckung entzieht. Man ist nicht Frau, um irgendetwas zu tun, zu denken oder zu fühlen. Man ist zunächst Frau als Person, das heißt als Ebenbild Gottes. Und als Frau kann man denken, handeln, fühlen, wie Männer es so meistens nicht tun. Gott hat nicht das Paar als sein Ebenbild erschaffen, sondern Mann und Frau als einzelne Personen. Deshalb sind Mann und Frau gleichwertig, nicht gleichartig. Und deshalb ist es auch unsinnig, die Gleichartigkeit anzustreben. Es geht bei der „Selbstbefreiung“ der Frau „nicht um ein billiges Angleichen an den Mann“, schreibt die Frauenforscherin Jutta Burggraf, „etwas viel Lohnenderes, aber auch Schwierigeres muss angestrebt werden: die Selbstannahme der Frau in ihrem Anderssein, in ihrem Einmaligsein als Frau. Ziel der Emanzipation ist es, sich der Manipulation zu entziehen, nicht Produkt zu werden, sondern Original zu sein“.

Die Erfüllung liegt in der Fähigkeit, dieses Original, also sich selbst, anzunehmen. Die Würde der Frau besteht nämlich nicht in dieser oder jener Funktion, sondern in ihrem Sein. Es ist falsch, im Namen der Gleichheit die Vermännlichung der Frauen anzustreben oder zu wünschen. Frauen sollen nicht schwächere Männer werden, sondern Frauen bleiben. Falsch ist auch der Kampf der Geschlechter. Mann und Frau gehören zusammen. Die in der Genesis gemeinte „Hilfe“ für den Mann bezieht sich nicht auf Hausarbeit – schließt das allerdings auch nicht aus –, sondern ist Hilfe gegen die Einsamkeit, und zwar gegenseitige Hilfe. Mann und Frau sind Hilfe füreinander, weil und sofern sie da sind. Sie sind eben gleichwertig, nicht gleichartig.

Das Konkurrenzdenken ist natürlich besonders häufig anzutreffen, wenn Mann und Frau einem Erwerbsberuf nachgehen, einem Beruf, der sich mit Sachen und Dingen beschäftigt. Das wird dann zuhause oft fortgesetzt in Vergleichen, und

das bestimmt vor allem auch das Selbstwertgefühl. Man sieht sich, man identifiziert sich mit dem, was man tut.



Moderne Ehe- und Familienpastoral II: Der Gebetszettel von der Bewegung Hauskirche, ein Netzwerk nicht nur für Österreich.

Drittens: Warnung vor zu hohen oder falschen Erwartungen

Wir leben in einer Welt, in der alles professionalisiert wird. Professionalisieren ist ein Synonym für perfektionieren. Alles muss organisiert, alle Eventualitäten müssen erfasst, alle Optionen durchdacht sein. Und beim Volk der Dichter und Denker muss eben auch und gerade der große Bereich der Emotionen durchrationalisiert werden. Aber das Schöne an den Emotionen ist gerade ihre Unvorhersehbarkeit. Wie langweilig wäre ein Leben ohne Überraschungen. Natürlich muss eine Ehe auch mit Bedacht angegangen und vorbereitet werden. Aber das Herz hat Gründe, die der Verstand nicht begreift, sagt Pascal so schön. Verliebte sind im siebten Himmel, sagt man. Es sind die Emotionen, die so weit und hoch tragen. Sie sind nicht bis ins Letzte rationalisierbar.

Man kann sich nicht bewusst in den siebten Himmel hochkatapultieren. Was heißt das? Es heißt zunächst, dass man eine Ehe nicht professionalisieren kann und es auch gar nicht versuchen sollte. Man kann viele Bücher lesen, viel an sich und am Partner arbeiten, manchmal auch abarbeiten. Entscheidend aber ist die Flexibilität, um das Unerwartete anzunehmen. Das bedeutet Hingabe. Diese Bereitschaft zur Annahme des anderen, auch wenn er nicht perfekt ist, nimmt die Angst vor der Bindung. Das Ja am Altar war und ist ein Ja zur Begrenzung in guten und in schlechten Tagen, heißt es, und dieses Ja ist die Voraussetzung dafür, dass der/die andere sich ändert. Es ist ein Ja nicht zur perfekten Partie, sondern zu einer Person, so wie sie ist, mit Fehlern und Begrenzungen, mit Qualitäten und einer bestimmten Persönlichkeit. Damit müssen wir umgehen, mit Licht und Schatten, nicht nur mit der Sonnenseite. Das Ja heißt nicht Ausblendung der Fehler, sondern der Umgang damit, natürlich im Sinne der Besserung. Das führt zum Heil und damit zur Heiligung der Ehe. Das freie Ja der Liebe setzt Kräfte frei, die diesen Heilungsprozess beschleunigen, und deshalb ist im Sakrament der Ehe auch die Kraft zum Heil. Wir werden an der Liebe gemessen, nicht an der Perfektion. Die Liebe ist es, die uns über uns selber hinauswachsen lässt. Sie erträgt alles, sie duldet alles, sie kennt keine Erbitterung, sie trägt das Böse nicht nach. Und wenn ich die Prophetengabe hätte, und durchschaute alle Geheimnisse und besäße alle Erkenntnis, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts. Was der heilige Paulus im Korintherbrief (13,1ff) schreibt, gilt auch für die Ehe. Ihre Heiligkeit wird an der Liebe gemessen, nicht am Ergebnis.

Jeder trage des anderen Last, heißt es an anderer Stelle. Es gibt immer etwas zu tragen. Das macht ja gerade die Materie der Liebe und der Ehe aus. Wenn wir aber zu perfektionistisch an diese große Lebensaufgabe herangehen, konstruieren wir Krisen, die keine sind. Und wenn wir die Mängel und Fehler und Beschrän-

kungen nicht akzeptieren im Sinn, dass wir sie abschaffen oder damit umzugehen lernen, dann kann es keine Heiligung der Ehe geben, denn dann akzeptieren wir die Heilmaterie nicht. Akzeptieren wir sie aber, dann werden wir leidensfähig und damit liebesfähig, dann erweisen wir uns als bindungsfähig und damit als treu, und dann werden wir auch erziehungsfähig, weil diese Materie nicht nur den Partner betrifft, sondern auch die Kinder. Deshalb: Hüten wir uns vor der perfekten Ehe und suchen wir nicht den perfekten Ehepartner, sondern den liebesfähigen.

Viertens: Der gemeinsame Aufbau der Intimität.

Das Zuhause der Liebe ist eine gemeinsame Aufgabe. Die Dynamik der Ehe hat ihre Spontaneität und sicher ist kaum etwas so schädlich wie langweilige Routine. Aber der Mensch braucht auch Fixpunkte der Orientierung, Meilensteine in Raum und Zeit. Für den Aufbau der Intimität zuhause sind das zum Beispiel feste Zeiten des Tages, je nach Planung. Ohne Planung wird es sie im Trubel einer Familie mit Kindern kaum geben. Oder sie werden im Flimmern des Fernsehens vergehen. Nicht nur das Gespräch sollte Gegenstand des täglichen „Rendezvous“ sein, es kann auch das gemeinsame Frühstück, das gemeinsame Abendbrot oder eine gemeinsame Zeit der Lektüre sein. Wichtig ist, sich eine bestimmte Zeit zu schenken, teilzunehmen an der Intimität des anderen und teilhaben lassen an der eigenen Intimität. Das etabliert eine Rangordnung, schafft Anerkennung vor jeder Leistung und stärkt das Selbstwertgefühl. Die Kommunikationswissenschaftlerin Elisabeth Noelle-Neumann hat einmal die öffentliche Meinung als die „soziale Haut“ der Gesellschaft bezeichnet. Es gibt diese schützende, atmende und lebendige Haut auch in der Ehe. Es die Intimität. Ohne gemeinsame Intimität als Ruheraum, als Raum des Konsenses, ohne diese Haut ist alles wund, wird jedes Wort schmerzhaft empfunden, wird die Beziehung überempfindlich. Das tägliche, persönliche Rendezvous ist wie eine Hautcreme. Es hält die eheliche Haut gesund, jung, faltenlos. Wichtig sind nicht unbedingt

die Worte. Ähnlich wie bei der Beziehung zu den Kindern geht es auch darum, den emotionalen Tank zu füllen. Das geschieht vorrangig über den Augenkontakt, wie die meisten Psychologen versichern. Er macht manches Wort überflüssig. Um das Glück zu finden, schreibt der heilige Escrivá, „bedarf es nicht eines bequemen Lebens, sondern eines verliebten Herzens.“

Diesen Raum der Intimität gilt es zu schaffen, auszubauen, zu pflegen. Es ist der Raum des Seins, in dem man sich fallen lassen kann, in dem man körperlich und seelisch regeneriert. Es ist der Raum, wo das Feuer der Liebe brennt, wie in einem wunderschönen Kamin, in den man ab und zu ein paar Scheite nachlegt, denn das Feuer will unterhalten werden.

Einer der größten Feinde dieses Raums ist der Stress. Er erstickt das Feuer. Er stiehlt die Zeit. Jede Beziehung braucht Zeit. Das gilt für das Kleinkind und für Erwachsene. Ohne Zeit füreinander droht die Beziehung zu verdunsten. Deshalb sind Fernsehen und bestimmte Freizeitbeschäftigungen, die beide Partner viel Zeit kosten, Gift für die Beziehung, sofern sie nicht der Gemeinsamkeit dienen. Das kann aber auch der Stress in der Erziehung sein. Auch er kann Gift für die Beziehung sein, wenn die Probleme nicht gemeinsam angegangen oder zumindest besprochen werden. Unser Zeitalter ist hektisch. Viel Zeit kostet der Beruf. Wenn es zuviel ist, dann kann die Ehe gefährdet werden. An der Wallstreet und im Silicon Valley, wo der Turbokapitalismus wütet, das heißt die Zeit der Menschen frisst, beträgt die Scheidungsrate fast hundert Prozent. Dort wird die Zeit vom Job absorbiert, dort ist der Stress mit am stärksten. Man sollte mit dem Mann auch über diese Gefahren sprechen, freilich ohne ihm Vorwürfe zu machen. Dafür braucht man den Raum der Intimität, den Raum des Rückzugs aus der Welt der Sachbeziehungen, der beruflichen Anspannung, in der man nur danach beurteilt wird, was man leistet. In der liebenden Beziehung ist das anders, sollte es jedenfalls sein. Hier wird man nicht beurteilt, hier kommt es nicht darauf an, was man leistet, sondern dass man da ist.

Fünftens: Gemeinsam den Glauben leben.

Nach einer bekannten amerikanischen Studie zerbricht jede zweite von nur standesamtlich geschlossenen Ehen, jede dritte von kirchlich geschlossenen Ehen, aber nur jede fünfzigste von kirchlich verheirateten Paaren, die auch zusammen zur Kirche gehen. Bei kirchlich verheirateten Paaren, die zudem noch gemeinsam beten, zerbricht nur eine von 1429 Ehen. Gemeinsam beten stärkt also die Einheit. Das kann der Rosenkranz sein oder das Tisch- und Abendgebet. Sicher ist, dass die Seele sich beim Beten öffnet und stärker bis bedingungslos dem anvertraut, der mitbetet und so die gleiche Lebensperspektive bis über den Tod hinaus teilt. Das ist zwar keine Garantie, sonst würde auch die eine der 1429 Ehen nicht zerbrechen. Aber wo die Gebets- und Gesprächskultur im Sinn des Evangeliums gepflegt wird („...wo zwei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“), da gibt es einen Rückhalt, der auch größere Krisen zu überwinden vermag.

Geistliche Ratgeber empfehlen Eltern oft, zu den Schutzengeln der Kinder zu beten. Selten dagegen liest oder hört man die Empfehlung, auch zum Schutzengel des Ehepartners zu beten. Und in der Gewissensforschung dürfte es nicht schaden, wenn man sich fragt, was man dem Ehepartner heute Gutes getan oder wie man mit ihm kommuniziert hat. Vielleicht lässt sich am Abend ja noch etwas nachholen. Oft aber ist das nicht nötig, wer für den anderen betet, kommuniziert in einem Sinn und in solcher Dichte, wie sie von Worten und Gesten nicht ausgedrückt werden kann. Es gibt die Seelenverwandtschaft, die Einheit im Geiste.

Die Ehe ist eine lebendige Pflanze, sie wächst und entwickelt sich. Wichtig ist, sie in den verschiedenen Phasen des Alterns anzunehmen und immer wieder mal darüber nachzudenken. Die Ehe ist ein Abenteuer, wenn man sie bewusst erlebt. Da heißt es, die Hand am Steuer zu halten. □



Einladung zur Gedenkveranstaltung 60 Jahre Todesmärsche 1945 - 2005

Aus Anlass des 60jährigen Jubiläums des Todesmarsches vom KZ Dachau in Richtung Bad Tölz lädt das Forum Deutscher Katholiken am Sonntag, den 24. April 2005 zu einer Gedenkveranstaltung in Kaufering, dem Sitz einer Außenstelle vom KZ Dachau ein:

24.04.2005, Sonntag

Ort: **Pfarrzentrum Thomas Morus**, Dr. Gerblstr. 11 in Kaufering
fünf Minuten vom Bahnhof Kaufering

15.00 Uhr: **Begrüßung und Eröffnung** der Gedächtnisausstellung
durch Prof. Dr. Hubert Gindert, Kaufering

15.15 Uhr: **Prälat Dr. Helmut Moll**, Köln, Herausgeber des zweibändigen
Martyrologiums „Zeugen für Christus“
„Todesmärsche und Martyrium.“
Ein Überblick über Todesmärsche im Frühjahr 1945 unter besonderer
Berücksichtigung von Einzelschicksalen aus dem KZ Dachau“.

16.15 Uhr: Bericht von **Pfarrer Hermann Scheipers** über seine Flucht zwischen Gauting
und Starnberg und seine Aufnahme im Starnberger Pfarrhaus. Pfarrer
Scheipers ist der einzige noch lebende Priester vom Dachauer Todesmarsch.

18.00 Uhr: **Pontifikalgottesdienst** zum Gedenken an die Opfer der Todesmärsche
in der Kauferinger Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt, Dr. Gerblstr. 11
Zelebrant: **S. Em. Friedrich Kardinal Wetter**,
Erzbischof von München und Freising

Im Kauferinger Pfarrzentrum liegt einschlägige Literatur zum Kauf aus.

25.04.2005, Montag

11.00 Uhr: **Pressegespräch mit Prälat Dr. Helmut Moll und
Pfarrer Hermann Scheipers**
über den Todesmarsch von Dachau bis Starnberg
Ort: **Münchner Presseclub e.V. München**, Marienplatz 22

Christentum als Begegnung und Ereignis

*Luigi Giussani, der Gründer der Bewegung
„Comunione e Liberazione“ ist gestorben*



*Luigi Giussani, der Gründer von „Comunione e Liberazione“
unterwegs mit jungen Leuten.*

Am 22.2.2005 starb in Mailand der Gründer der kirchlichen Bewegung „Gemeinschaft und Befreiung“ („Comunione e Liberazione“, CL).

Msgr. Giussani wurde 1922 im Dorf Desio bei Mailand geboren. In jungen Jahren trat er in das mailändische Priesterseminar ein und wurde Weltpriester.

Zehn Jahre lang, von 1954 bis 1964, lehrte er am „Berchet“-Gymnasium in Mailand. Zugleich bemühte er sich sowohl im Studium wie in seinen publizistischen Aktivitäten darum, die Aufmerksamkeit innerhalb und außerhalb der Kirche auf die Frage der Erziehung zu lenken.

1954 entstand die studentische Jugendgruppe „Gioventù Studentesca“, an deren Leitung sich Giussani direkt beteiligte. Aus ihr ging 1969 die kirchliche Bewegung „Comunione e Liberazione“ (CL, „Gemein-

schaft und Befreiung“) hervor. 1964 hatte der Priester noch den Lehrstuhl für Einführung in die Theologie an der katholischen Herz-Jesu-Universität von Mailand angenommen. Bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1990 sollte er ihn beibehalten.

Msgr. Luigi Giussani leitete bis zu seinem Tod die Bewegung „Gemeinschaft und Befreiung“ als Vorsitzender des Leitungsrats, der auch „Centro“ („Zentrum“) genannt wird. Darüber hinaus stand er der „Zentralen Diakonie“, dem Leitungsgremium der Fraternität von „Comunione e Liberazione“, vor. Diese Vereinigung wurde 1982 vom Päpstlichen Rat für die Laien offiziell anerkannt. Schließlich beseelte und leitete der Italiener die Vereinigung der „Memores Domini“, ebenfalls eine vom Päpstlichen Laienrat 1988 anerkannte Laienvereinigung. Ihr gehören Mitglieder von „Comunione e Liberazione“ an, die sich für eine Hingabe an Gott in der Jungfräulichkeit entschieden haben.

Giussani war beratendes Mitglied der Kongregation für den Klerus und des Päpstlichen Rates für die Laien. 1995 wurde Giussani mit dem „Internationalen Preis für die katholische Kultur“ ausgezeichnet. Der verstorbene Priester hat zahlreiche Bücher verfasst.

Die Beerdigung von Msgr. Luigi Giussani fand am 24. Februar um 15.00 Uhr im Dom zu Mailand statt. Im Namen von Papst Johannes Paul II. stand ihr Joseph Kardinal Ratzinger, Präfekt der Kongregation für die Glaubenslehre, vor. □

Der Weg – wie oft haben Sie dies bekräftigt – [zum Sinn des Lebens, Anm. d. Red.] ist Christus. Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, der den Menschen in der Alltäglichkeit seiner Existenz erreicht. Die Entdeckung dieses Weges geschieht in der Regel durch die Vermittlung anderer Menschen.

Der ständige Dialog mit Christus, „der durch das persönliche Gebet und die Liturgie genährt wird, ist Ansporn für eine aktive gesellschaftliche Präsenz, wie es die Geschichte der Bewegung und der Fraternität von ‚Comunione e Liberazione‘ bezeugt. Eure Geschichte ist auch eine Geschichte des Wirkens im Bereich der Kultur, der karitativen Werke, der Erziehung (...).

Johannes Paul II., 2002, anlässlich des 20jährigen Jubiläums der Anerkennung der Fraternität.

Fasziniert von Jesus Christus

Muhammads mutiger Weg

Christus fasziniert den Menschen zu jeder Zeit, in jeder Kultur und in jedem Volk. Khalil Samir, ägyptischer Jesuit und Lehrer der arabischen Kultur und des Islamismus, berichtet von einem jungen Moslem.

Eines Tages möchte mich Muhammad sprechen. Ich erwartete Fragen zu meinen Lehrvorträgen und bin überrascht. „Ich möchte das Christentum kennenlernen und darin besonders das Evangelium.“ Ich kenne den Studenten nicht und bin vorsichtig. Will man mich testen? Mein Gesprächspartner macht einen seriösen Eindruck. Er besteht darauf, das Evangelium zu bekommen. Ich reiche ihm eine Taschenausgabe.

Einige Tage später läutet Muhammad an der Tür. Er hat einige Seiten aus dem Evangelium gelesen und ist stark beeindruckt. Er sieht in Christus einen Mann des Friedens mit Offenheit für alle, jede Gewalt ablehnend. Wir sprechen darüber. Dann schlage ich ihm vor, er solle in ein Heft einerseits die Verse eintragen, die ihn innerlich getroffen haben, andererseits die Verse, die ihm Schwierigkeiten machen und noch nicht klar sind. Wir wollen uns dann wöchentlich zu einem Gedankenaustausch über Auszüge aus dem Evangelium treffen.

Die Monate vergehen. Eines Tages sagt Muhammad zu mir: „Wann ist die Zeit, dass wir über die Taufe sprechen?“ Ich verdeutliche ihm, dass dies eine Katechese voraussetzt und dass ich daran denken werde. Ich erkundige mich bei erfahreneren Priestern, die mich an den Bischof verweisen. Er bietet nach weiteren Fortschritten dem Katechumenen eine Begegnung an.

Wegen zahlreicher Reisen habe ich nicht die Möglichkeit Muhammad regelmäßig zu begleiten. Ich spreche mit einem Freund, einem Laien, der sich in der Pfarrei engagiert und Vater von vier Söhnen ist. Er ist fähig, den Moslem in der Katechese zu begleiten, während ich die spirituelle Betreuung übernehme ...

Der befreundete Katechet ließ ihn andere Christen kennenlernen, damit Muhammad eine genauere Vorstellung von einer christlichen Gemeinschaft erhalte. Es gibt nämlich tatsächlich die Schwierigkeit, dass sich Konvertiten gesellschaftlich und kulturell in der christlichen Gemeinschaft als „Fremde“ fühlen. Muhammad hat dies gewürdigt und hielt sich bedeckt.

Eines Tages habe ich ihn gefragt, ob er Probleme mit seinen Nachbarn habe, da er ja in einem muslimischen Umfeld lebe. „Hin und wieder einige Probleme. Zum Beispiel, als ein Bekannter in meinem Zimmer



auf das Evangelium gestoßen war. Von da an habe ich es auf einen diskreten Platz gelegt.“ Einige überwachen ihn, weil ihm einige Male Kritik über den Islam entkam. Ich habe ihm zur Klugkeit in Diskussionen geraten. Er antwortete, er sei von seiner Glaubensentscheidung überzeugt und wolle trotz möglicher Konsequenzen nicht schweigen.

Muhammad gehörte in der Tat einer praktizierenden Muslimfamilie an, auch wenn sie nicht, wie viele Studenten, die fünf täglichen Gebete einhielt. Jedenfalls würde er gerne das Quartier wechseln, um freier für das Gebet zu sein und seinen Glauben zu leben, aber das kann er sich finanziell nicht leisten.

Der nun befreundete Katechet legte ihm nahe, seinen Angehörigen über seinen Weg Andeutungen zu machen. Weil Muhammad ihn dann nicht treffen konnte, telefonierte er mit ihm: Es war die Katastrophe. Am folgenden Tag war er bei mir, traurig. Der Freund hatte ihm gesagt, er solle alle diesbezüglichen Vorsichtsmaßnahmen treffen, ohne zu sehr seinen neuen Glauben zu zeigen. Anfangs werde er als Moslem weiterleben müssen und in seinem Herzen den Glauben bekennen. Aber er protestierte dagegen: „Jetzt kann ich keinen Schritt mehr zurücksetzen.“ Wahrscheinlich wird er nicht mehr unter seinen Leuten leben können, und er weiß es.

In der Nacht zum Weihnachtsfest sagte er zu mir: „Ich will endlich in die Kirche eintreten.“

Eine Stunde vor Mitternacht hat er unsere Kirche betreten: schweigend, im Hintergrund mit Gesängen zur Weihnacht. Danach sind langsam die Gläubigen eingetroffen, während er in der Nähe der Krippe saß. Er wohnte zum ersten Mal der heiligen Messe bei: „In meinem ganzen Leben habe ich niemals Gott so nahe gespürt.“

Ich glaube, dass Muhammad Gott im Grunde seines Herzens suchte und ihn in der Person Christi fand. Jetzt wartet er auf die Osternacht, die Nacht seines Übertritts. □

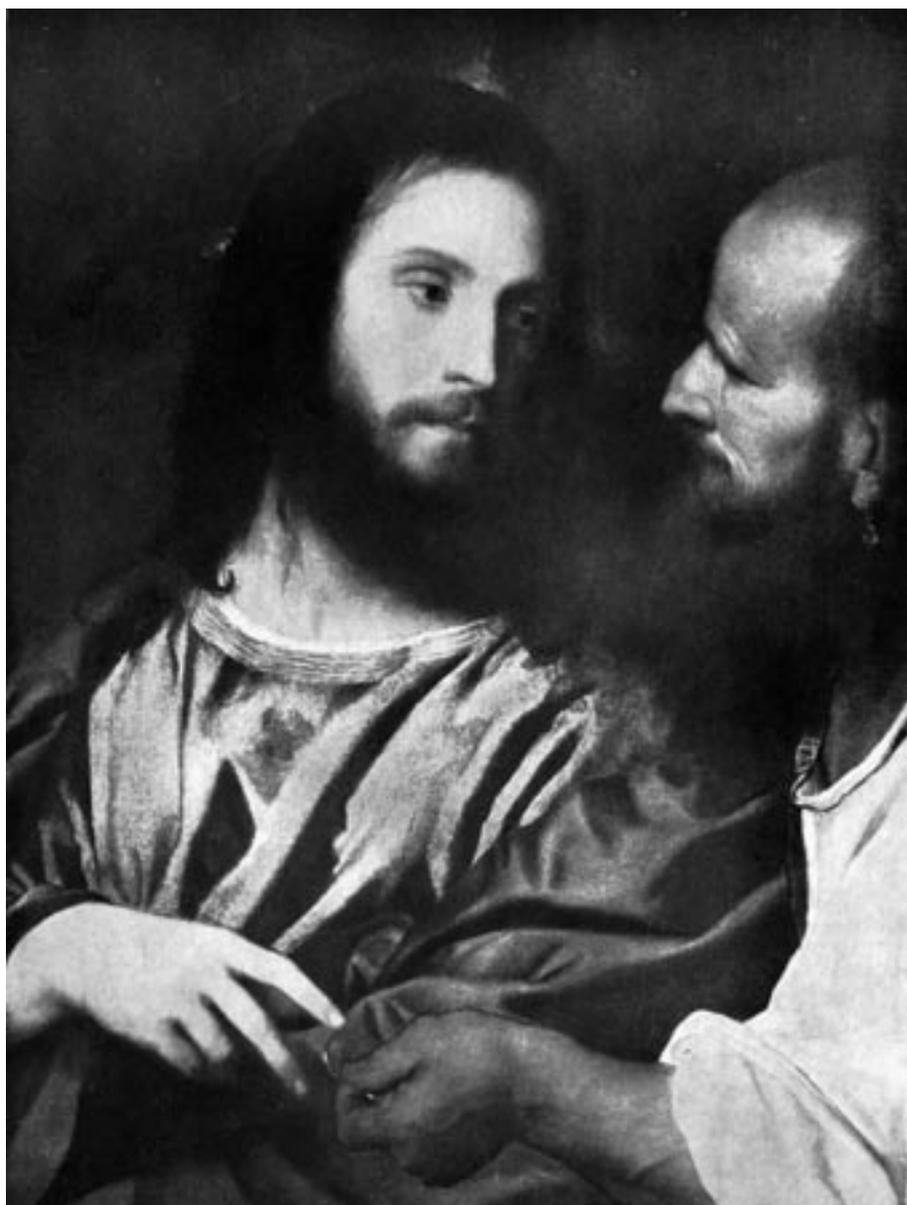
*Asianews 12. Februar 2005
Übersetzung aus dem Italienischen
Gerhard Stumpf*

In seinem Werk „Der Christ und die Geschichte“ legt er dar, dass die Völker vergehen, die Kirche aber bleibt:

Die Kirche hat eine universale Geschichte im vollen Sinne des Wortes. Sie hat also auch eine politische Geschichte, also eine Geschichte der „Macht“, sie ist selber auch politischer Natur, ihrem Wesen nach, also vom ersten Augenblick ihres Bestehens an. Es ist Häresie, dieses zu leugnen, oder Blindheit. Die im Laufe der Jahrhunderte so viel zitierten Worte Christi: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“ sind ohne jeden Sinn, wenn es nicht auch etwas gibt, was man ihm eben nicht geben darf. Wenn nicht seiner Macht schon in dieser Welt Grenzen gesetzt sind, eben von jenem, der die Worte gesagt

hat und dessen „Reich nicht von dieser Welt“ ist. Christus vor Kaiphas, Christus vor Pilatus: Er spricht Worte, die auch politischer Natur sind, denn Er spricht vom Ursprung der Macht und Er regelt die Kompetenzen. Und wie der Meister, so seine Apostel Petrus und Paulus, so seine Stellvertreter. Die Geschichte der Kirche Christi ist auch eine politische im radikalen Unterschiede zu den vielen sonderbaren, zum Teil abscheulichen „Religionen“, gegen die Rom, die politische Realität der Geschichte dieser Welt, in einer Weise tolerant war wie kein Staat oder Imperium vor ihm. Warum hat Rom, vom ersten Augenblick der Geschichte an, als Petrus Bischof von Rom und der erste Papst war, die Christen verfolgt und zwar um ihrer „Confessio“ wil-

*„Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“
(Mk 12,13-17) Der Zinsgroschen von Tizian, um 1515*



Theodor Haecker: Gott allein ist der Herr!

Zum 60. Todestag von Theodor Haecker

len und nicht die Anhänger der vielen anderen „Religionen“, unter denen doch wahrhaft scheußliche waren? Warum? Die Frage ist schlicht und echt – die Antwort kann es auch sein! Die Frage ist gestellt worden in der „Fülle der Zeit“ – ein, ich wiederhole, ein theologischer und offenkundiger Begriff, nicht die Erfindung eines genialen Historikers –, und auch die Antwort ist in ihr schon gegeben worden, verpflichtend für alle Gegenwart und Zukunft. Die Christen sind vom römischen Staat verfolgt worden um eines in dessen Augen politischen Verhaltens willen: weil sie dem Kaiser zwar geben wollten, was des Kaisers ist (und sich darin von niemand übertreffen lassen wollten), aber nicht das, was nur Gottes ist, und weil sie des Glaubens waren, dass es allein der Autorität der Kirche zukomme, zu entscheiden, was des Kaisers ist und was nicht. Das Höhere entscheidet über das Niedere, selbst inter pares wäre noch immer einer primus. Das ist so die Ordnung, das war so und wird so sein. Auch der Heilige unserer Tage, Thomas Morus, wurde seinerzeit zum Märtyrer aus demselben Grunde wie die ersten Christen. Das wird so sein bis zu den letzten Tagen des Antichrist. Und die Stunde des Märtyrers wird von Gott selber bestimmt und nicht von dem, der ihn dazu macht oder auch Angst hat, ihn dazu zu machen. Das steht ganz und gar nicht in dessen Macht, die vieles kann, aber gerade dieses nicht. Der Hass ist stärker als die Klugheit – die Rache des Logos, den sie schmähen und verschmähen. Die absolute Souveränität Christi in der Bestimmung des Jahres, des Monats, des Tages Seines Opfertodes war der unausschöpfbare Inhalt der Meditationen des späten Kierkegaard ... Der christliche Märtyrer ist immer seinem Richter und Henker dem Sein und der Wahrheit nach überlegen

– darin ist er ähnlich seinem Herrn – aber nicht er bestimmt die Stunde seines Martyriums – besteht er absolut darauf, so kann sich leicht Dämonisches einmengen, und es gelingt nicht völlig, wie bei Kierkegaard –, sondern Gott allein. Und Christus hat Jahr und Monat und Tag Seines Martyriums in dieser absoluten Weise eben nur deshalb bestimmt, weil ER zugleich die zweite göttliche Person der Trinität ist. Es gibt viele Christen, verschieden an Gaben der Natur wie des Heiligen Geistes, aber es gibt nur einen Christus. Das zu zeigen ist Kierkegaard allerdings indirekt gelungen. –

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ ist ein politischer Satz, denn es gibt kein „Reich“ ohne Macht, also ohne Politik. Der König dieses Reiches der Allmacht, welches nicht von dieser Welt ist, ist aber zugleich das „Heil der Völker“, die sehr wohl von dieser Welt sind. Das gibt auf dem Gebiete des „Glaubens und der Moral“ eine recht intime Berührung der beiden Reiche, die jedes für sich, eine so grundverschiedene Geschichte haben, weil ihre politischen Prinzipien so grundverschieden sind. Und das gibt die Konflikte seit 2000 Jahren bis zum Ende der „Welt“. Das Prinzip der Macht der Kirche Christi ist offenbart in der Bergpredigt: „Segnet, die euch fluchen“, was so großartig original am Christentum ist: auf seinen Hauptschlachtfeldern sollten seine Prediger schlechthin ohne Waffen sein, und leiden, aber Herr werden. Wenn wir nicht so vertraut wären mit den Worten unseres Herrn, ich glaube, sie würden sich verblüffen. „Siehe, ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe“, ... Und weiter: „Selig seid ihr, wenn sie euch schmähen.“ ... Die Sanftmütigen werden das Land besitzen.“ ... „Wer aber bis ans Ende ausharrt, der wird selig!“ □

Am 9. April 2005 jährt sich der Todestag von Theodor Haecker zum 60sten Mal. Haecker zählt zu den bedeutendsten Persönlichkeiten des geistigen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus. In seinen umfangreichen Schriften zeigte der Konvertit Haecker den Unterschied zwischen den Wahnvorstellungen des Nationalsozialismus und den wahren Grundlagen universaler Kultur: In Kontakt mit ihm lernten die Mitglieder der studentischen Widerstandsgruppe „Die weiße Rose“ – insbesondere Sophie Scholl – die Unversöhnlichkeit zwischen gut und böse, zwischen dämonischer Brutalität und heroischem Opfer. In den – menschlich gesehen – aussichtslosen Tagen 1945 schrieb der bereits Todkranke in sein Tagebuch:

„Wir sind noch nicht am Ende: Das ist der erste Trost dieser Tage. Aber es wird ein Ende sein. Das ist der zweite Trost. Und das Ende wird Gott sein: Das ist der alles überragende Trost aller unserer Tage.“

Theodor Haecker zeigt, wo die Verheißungen Christi letztlich liegen und dass ein scheinbar anständiger Mensch in seinem Stolz „die glatte völkermordende Unwahrheit sagen kann, wenn er sagt. „Gott offenbart sich in der Natur, in einem Volk, in einem Heros, in einem Genie ebenso wie in Jesus Christus.“ Der zeitgeschichtliche Bezug ist nicht zu übersehen. Theodor Haecker wäre das Vorbild für die studentische Jugend. Er sollte endlich der Vergessenheit entrissen werden. *E.W.*

Naturwissenschaft und Glaube stehen nicht im Widerspruch

Ein überzeugender Vortrag

Die Wahrheit, die uns Gott in Jesus Christus offenbart, steht nicht im Widerspruch zu den Wahrheiten, zu denen man durch das Philosophieren gelangt (...) Die Offenbarung bietet die Sicherheit für diese Einheit, indem sie zeigt, dass der Schöpfergott auch der Gott der Heilsgeschichte ist. Ein und derselbe Gott, der die Verstehbarkeit und Vernünftigkeit der natürlichen Ordnung der Dinge, auf die sich die Wissenschaftler vertrauensvoll stützen, begründet und gewährleistet, ist identisch mit dem Gott, der sich als Vater unseres Herrn Jesus Christus offenbart. Diese Einheit von natürlicher und geoffenbarter Wahrheit findet ihre lebendige und personale Identifikation in Christus, worauf der Apostel anspielt: „Die Wahrheit ist in Christus“ (vgl. Eph 4,21, Kor 1,15-20). Er ist das ewige Wort, in dem alles erschaffen worden ist, und zugleich ist er das fleischgewordene Wort, das in seiner ganzen Person den Vater offenbart (vgl. Joh 1,14-18). Das, was die menschliche Vernunft sucht, „ohne es zu kennen“ (Apg 17,23), kann nur durch Christus gefunden werden: denn in ihm offenbart sich die „volle Wahrheit“ (vgl. Joh 1,14-16) jedes Wesens, das in ihm und durch ihn erschaffen worden ist und daher in ihm seine Vollendung findet (vgl. Kor 1,17).

*Johannes Paul II.,
Enzyklika Fides et Ratio Nr. 34*

Vor der Aktionsgemeinschaft katholischer Laien und Priester sprach in Kaufering Dr. Karl Philberth, Naturwissenschaftler, Techniker und Priester, zu einem Vortrag ein, der das Verhältnis von Naturwissenschaft und Glauben bestimmen sollte. Karl Philberth sprach mit Begeisterung vor einem interessierten Publikum im Pfarrzentrum von Mariä Himmelfahrt in Kaufering über die bleibende Suche des Menschen nach dem Urgrund allen Seins über jede Grenze des jeweils bekannten Weltbildes hinaus. Diese Suche sei dem Menschen eingegeben. „Der Mensch fühlt sich beengt von seinen natürlichen Grenzen. Er versucht, diese Grenzen hinauszuschieben, zu überschreiten.“ Die gegenwärtige Physik und alle ernstzunehmenden Wissenschaftler hätten den platten Rationalismus des 18. Jahrhunderts und den Materialismus des 19. und 20. Jahrhunderts überwunden. „Die moderne Physik macht nicht nur den Platz frei für den Glauben, sondern führt gerade dazu hin.“ Der Kosmos sei an Materie, Raum und Zeit gebunden und könne nur in diesen Dimensionen betrachtet werden. Gott jedoch sei absolut. „Gott ist der Herr nicht nur der Materie, nicht nur des Lebens und aller geschaffenen Geister, sondern auch der Raum-Zeit. Ewigkeit heißt nicht: immer weiter in dieser Zeit, sondern, nicht gebunden an diese Zeit, nicht beschränkt auf sie.“

Die Schöpfungserzählung am Anfang der Bibel lasse sich gut mit den neuesten naturwissenschaftlichen Erkenntnissen vereinbaren. Voraussetzung sei, dass man den Text mit dem Verständnis der hebräischen Worte lese und die Deutung nicht in unzulässiger Weise einenge. So lasse sich auch die Evolution gut



Der Referent Dr. Karl Philberth mit Dr. Eduard Werner, dem Vorsitzenden der Aktionsgemeinschaft Augsburg.

mit dem Glauben verbinden, wenn der Mensch nur dem Wirken Gottes keine Grenzen setze. Denn Gott, der Transzendente, habe sich in Liebe dieser Welt zugewandt, und nur so könne der Mensch auch mit Gott in Kontakt treten. Wollte der Mensch sich aber nur auf die materielle Welt beschränken, so sei er der Katastrophe ausgeliefert. So erkläre es sich, dass die Ideologien des Nationalsozialismus und Kommunismus den Menschen nach innerweltlichen, von Menschen erdachten Mustern eingestuft und missbraucht haben. Heute werde unter dem Aspekt der egoistischen Selbstverwirklichung wiederum die Würde des Menschen gefährdet oder zerstört. Was fehle, sei die Anerkennung der die Welt umfassenden und erklärenden Transzendenz, die wir Gott nennen. „Entweder wir heiligen Gottes Namen

Der Ball von Dad

*Erinnerung ist eine späte Liebeserklärung
– Noch eine Geschichte aus unseren Tagen*

Die echte Wissenschaft entdeckt, entgegen unbesonnenen Behauptungen der Vergangenheit, je weiter sie fortschreitet, um so mehr Gott, so als ob gleichsam er selbst hinter jeder Tür warte, die die Wissenschaft öffnet. Wir möchten sogar sagen, dass von dieser fortschreitenden Entdeckung Gottes, die sich im Anwachsen des Wissens vollzieht, nicht nur der Gelehrte den Vorteil hat, wenn er als Philosoph denkt – und wie könnte er sich dessen enthalten? –, sondern dass daraus auch alle jene Nutzen ziehen, die an dem neuen Finden teilhaben und sie zum Gegenstand ihrer Betrachtung machen.

*Pius XII. am 22. November
1951 vor der Päpstlichen Akademie
der Wissenschaften*

und achten das menschliche Leben als Sein Ebenbild, dann dürfen wir auf Seinen Schutz vertrauen – oder wir setzen unsere eigenen Maßstäbe von Leben und Tod, dann sind wir unserer menschlichen Willkür ausgeliefert.“

Fotos, die den Blick ins Weltall lenkten, erklärende Worte, die das Staunen der Betrachter mehrten, und Musik, die zur inneren Ergriffenheit führte, waren Elemente, mit denen der Referent den Vortrag bereicherte. □

Reges Interesse am Büchertisch



Vor ihm liegt der Ball, mit glänzenden Augen schaut er ihn aus dem Sessel an, ein Lächeln huscht über sein Gesicht. „Das wird eine Überraschung,“ denkt er flüsternd in sich hinein, „noch ein paar Minuten, Franz wird begeistert sein“. Der Ball, ein Stoffball genauer gesagt, mit dem sie in der Wohnung gespielt hatten, obwohl es verboten war, hatte jahrelang auf dem Speicher gelegen. Dort hatte ihn die Mutter versteckt, als wieder einmal eine Lampe zu Bruch gegangen war. Jetzt hatte ihn der Vater wiedergefunden, beim Aufräumen. Sie wollten nämlich umziehen in eine kleinere Wohnung, weil die drei Kinder schon längere Zeit aus dem Haus sind, und da muß langsam alles in Kisten gepackt oder entsorgt werden. Es klingelt. Hi Dad, hallo Franz. Drei Jahre war Franz für die Firma in Amerika gewesen, dort hatte er auch Susan kennengelernt und seitdem nennt er seinen Vater nicht mehr Papa, sondern Dad. Das klingt etwas erwachsener, „mehr nach Freund als nach Vater“, meinte Franz, als er es zum ersten Mal sagte. Natürlich lag es ihm fern, das väterliche Verhältnis in Frage zu stellen. Aber der Vater war jetzt 66, er 36 und selbst Vater von zwei Jungen. Als er ihm das vor fünf Jahren gesagt hatte, war Vater gar nicht unglücklich gewesen. Im Gegenteil, es war wie eine Eins in Mathe. Sein Erziehungsziel sei aufgegangen, sagte Dad damals, er wollte immer, dass die Kinder selbstständig und vor allem Freunde der Eltern würden.

„Schau mal,“ sagte Dad und zeigte auf den Stoffball. Franz schüttelte ungläubig den Kopf. „Die Pille,“ sagte er halb zu sich selbst, „wo hast du sie gefunden? Ist ja stark“. Und bevor der Vater antworten konnte, ging er hin und hob das Stoffteil fast andäch-

tig hoch. „Im Speicher,“ sagte Dad, „ich räum da gerade auf wegen des Umzugs, er lag in der Kasperle-Kiste. Ich hatte überlegt, ob wir die Kisten euren Jungs schenken sollen, und als ich die Puppen in die Hand nahm, da entdeckte ich ihn“. Franz hatte sich die Schuhe ausgezogen und dribbelte leicht mit dem Ball. „Weißt du noch, wie wir gesucht haben, als Mam in Kur war? Und wie wir ihr vorgeworfen haben, dass sie ein Stück Freundschaft weggeworfen hätte?“ – „Ja, sie war ganz schön platt, als du mit dem Argument kamst, Freundschaft lebe von gemeinsamen Erlebnissen und Erinnerungen, und die verdichteten sich auch in Sachen und Gegenständen“. – „Richtig. Ich hatte da für einen Moment auch das Gefühl, dass sie ihn rausrücken wollte, aber dann sagte sie, der Müllwagen sei schon weg, zusammen mit den Scherben der Lampe.“

Franz konnte noch einige Tricks, er titschte den Ball an und kickte ihn mit dem Knie hoch, ließ ihn auf dem Spann abtropfen und holte aus, so als ob er einen Schuß abdonnern wollte. „Wie wär’s,“ lachte er, „kleines Spielchen bis drei?“ Dad war nicht mehr ganz so rüstig seit dem Herzinfarkt vor acht Jahren, aber im Tor – also der Tür – war er sicher noch gut, die Reflexe stimmten. „Besser jeder drei Elfer“, sagte er und positionierte sich in der Wohnzimmertür. Mam würde sicher noch eine halbe Stunde brauchen. Vielleicht trifft sie beim Einkaufen auch wieder Bekannte, hält ein Schwätzchen – man könnte es wagen. Franz hatte die Jacke abgelegt und die Haustür geschlossen. Kunstvoll drehte er den Ball mit den Händen auf den Punkt, eine kleine Rosette im Teppich, die schon vor fünfzehn Jahren den Elfmeterpunkt markiert hatte. Dad stand breitbeinig in der Wohnzimmertür.

Entfernung zwei Meter neunundsiebzig, sie hatten es damals genau gemessen. Franz täuschte an, Dad kannte den Trick, das Bein fuhr aus, gehalten. Wow, entfuhr es dem Sohn respektvoll. Dad hatte in der letzten Zeit, vor allem seit er den Ball entdeckt hatte, öfter daran gedacht, wie Franz ihn damals „verladen“ hatte. Er war unkonzentriert gewesen, hatte meistens an seinen Job und die Probleme in der Firma gedacht, schließlich ging es um wichtige Fragen – Existenzfragen hatten sie damals gesagt, obwohl die Existenz in der deutschen Wohlfahrtsgesellschaft ja nie auf dem Spiel stand, das wäre in Amerika oder der Dritten Welt schon anders gewesen – aber dann hatte er doch mitgespielt, das Kind im Manne nannte es Mam. Außerdem lebten Hanspeter und Regina, die älteren Geschwister, schon in Hamburg und Heidelberg, und Franz hatte nicht immer die besten Freunde. Da schien es den Eltern notwendig, so viel Zeit wie möglich mit ihm zu verbringen. „Freundschaft braucht Zeit“, hatte ihnen ein Pfarrer gesagt, als sie mal eine Ehekrise durchzustehen hatten nach der Geburt von Franz. Auch Liebe brauche Zeit, und die Ehe sei

„eine besondere Form von Freundschaft“. Und noch eins hatte er ihnen gesagt: Die Sinne sind die Tore des Verstandes, auch der Körper habe ein Gedächtnis – das sei von Augustinus – und Liebe brauche beides, Kopf und Herz.

Die Sätze hatte er nie vergessen, auch in den Jahren nicht, als die Kinder größer wurden. Auch daran hatte er in seinem Sessel gedacht, als er den Ball betrachtete. Er sah wieder, wie Mam weinte damals und wie der Pfarrer ihm den Rat gab: „Sehen Sie Ihre Frau doch mal nicht als Partner, sondern als Kind, als von Gott geliebtes Kind“. Er hatte diese Bilder längst in den Kammern des Gedächtnisses vergraben, das Leben hatte sie verweht, war einfach darüber hinweggegangen. Der Ball hatte diese Kammern wieder aufgeschlossen. „In den Dingen verdichtet sich Erinnerung“, wiederholte er. Er hätte stundenlang allein vor dem Stoffding sitzen und in den Bildern der Erinnerung schwelgen, ja leben können. Niemand geht aus dem Haus, hatte er auf den Ball schauend wieder in sich hinein geflüstert, niemand geht weg, wo die Liebe ihre Spuren hinterlas-

sen hat, Erinnerung ist eine späte Liebeserklärung, eine aktualisierte Liebeserklärung an das Leben.

Franz hatte den Ball wieder zu rechtgelegt und konzentrierte sich. Schuss – Tor! Beide schauten sich an und lachten ausgelassen. Auch den dritten Elfer donnerte Franz neben dem Türpfosten ins Eck. Dad war an der Reihe. Früher hatte er immer teilnahmslos gestanden und geschaut und dann plötzlich geschossen. Als er es wieder probierte, musste Franz lachen. Dad schoss und es saß. Beim zweiten Elfer sprang Franz kurz vor, der Ball prallte am Knie ab und flog in die Höhe. „Die Lampe!“, schrie Dad, aber es war zu spät. Klirrend zerbarst sie auf dem Boden, die Scherben flogen umher. Franz und Dad hatten nur noch Deckung gesucht und nun saßen sie beide auf dem Boden, schauten sich an. Wieder lachten sie, die schwarzweißen Bilder der Erinnerung waren auf einmal bunt. Es klingelte. Das Lachen erstickte. „Wenn Mam das sieht“, sagte Franz. „Sie wird“, meinte Dad, „es ist zu spät, die Scherben zu verstecken. Aber sie wird heulen vor Glück. Wir sollten nur versuchen, den Ball zu retten.“ □

Lebensschutz ist unteilbar

Papst Johannes Paul II. weist in seinem neuen Buch darauf hin, dass ein rechtmäßig gewähltes Parlament die Wahl Adolf Hitlers ermöglichte und ihn mit der Macht ausgestattet hat, die der Einrichtung von Konzentrationslagern und der sog. Endlösung den Weg bereitet hätten. Die Vernichtung der Juden habe nach dem Sturz des Naziregimes aufgehört. „Was jedoch fort dauert, ist die legale Vernichtung gezeugter, aber noch ungeborener Wesen“. Heutzutage müssten die gesetzlichen Regelungen zur Abtreibung in Frage gestellt werden. „Parlamente, die solche Gesetze schaffen und verkünden, müssen sich darüber im Klaren sein, dass sie ihre Machtbefugnisse überschreiten und in einem offenen Konflikt mit dem Gesetz Gottes und dem Gesetz der Natur verharren.“

Der Präsident des Zentralrats der Juden, Paul Spiegel, hat den Papst scharf kritisiert. Er sprach von einem „gewaltigen Unterschied zwischen einem fabrikmäßigen Völkermord und dem, was Frauen mit ihrem Körper tun.“

Dazu stellt das Forum Deutscher Katholiken fest:

Paul Spiegel verdreht Inhalt und Form der Aussage des Papstes. Paul Spiegel verharmlost mit seinen Äußerungen den millionenfachen Mord an ungeborenen Kindern. Er verschweigt, dass die vom Parlament beschlossene Abtreibungsregelung gegen die Verfassung verstößt, die das Recht auf Leben garantiert. Er versucht, dem Oberhaupt der Katholischen Kirche das Recht abzuspochen, sich zu moralischen Fragen zu äußern. Paul Spiegel trägt mit seinen Äußerungen

insgesamt dazu bei, dass in Deutschland allmählich das Klima eines offenen Kulturkampfes entsteht.

Papst Johannes Paul II. spricht für das Gewissen der Menschheit. Er ist die unüberhörbare moralische Instanz der Gegenwart. Das Forum Deutscher Katholiken weist die Kritik am Papst entschieden zurück.

*Prof. Dr. Hubert Gindert,
Vorsitzender des Forums Deutscher
Katholiken*



Forum Deutscher Katholiken

Forum Deutscher Katholiken e. V.
Postfach 11 16, 86912 Kaufering

Ein erfolgreiches Schulmodell

Katholische Freie Schulen nach dem Marchtaler Plan

Mit den PISA-Studien kommt wieder die Frage auf, was die Schulen eigentlich leisten sollen und welche Schule wohl die bessere sei. Da werden wieder „Reformen“ vorgeschlagen, allerdings mehr von selbsternannten „Experten“ und weniger von Pädagogen und Humanwissenschaftlern.

Es gibt jedoch Modelle, die sich bewährt haben und die nicht von Ideologen zusammengebraut wurden, sondern wissenschaftlich haltbar sind. Eines dieser Schulmodelle ist der *Marchtaler Plan*, der hier vorgestellt wird.

1 „Der *Marchtaler Plan* ist der Erziehungs- und Bildungsplan für die katholischen Freien Grund- und Hauptschulen in der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Seit 1974 dienen die „Katholischen Freien Schulen“ der Verwirklichung des Ziels einer katholischen Schule nach diesem pädagogisch-didaktischen Modell. Es stellt eine in sich geschlossene und durchgängige Konzeption von Erziehung und Bildung von Klasse 1 der Grundschule bis Klasse 9 der Hauptschule dar. Weil die den Plan tragenden Prinzipien vorwiegend an der Kirchlichen Akademie der Lehrerfortbildung Obermarchtal entwickelt wurden, wurde ihm der Name *Marchtaler Plan* gegeben.“

„Die Intentionen von Erziehung und Bildung entsprechend dem *Marchtaler Plan* sind:

* Vermittlung von Bildung und Wissen, die den Anforderungen genügen, die heute an eine gute Schule zu stellen sind;

* ganzheitlich personale und soziale Erziehung, die eine harmonische Entfaltung und Förderung der körperlichen und geistigen Anlagen, soziales Engagement und Mitarbeit in der menschlichen Gesellschaft anstrebt;

* sittlich-religiöse Erziehung, die vertraut macht mit der Botschaft Jesu Christi, zu personal vollzogenem Glauben hinführt und die erfahren lässt, dass Menschsein letztlich auf Hoffnung hin angelegt ist.“¹

2 Was ist typisch für diesen Marchtaler Plan?

Unter dem Motto „**Zur Freiheit berufen**“ stehen die Strukturelemente „Vernetzter Unterricht“, „Freie Stillarbeit“ und der „Morgenkreis“,

die zusätzlich zum Fachunterricht der „Regelschule“ die spezifische Bildungskonzeption des *Marchtaler Plans* verwirklichen.

„**Vernetzung**“ bedeutet die fächer-übergreifende Behandlung von Lerninhalten in ihrem Bezug zu den jeweils zuständigen Disziplinen und ihrer Bedeutung für die theologischen, ethischen, sozialen und personalen Dimensionen der menschlichen (d.h. des Kindes) Erfahrungen. Das betrifft besonders die Fächer des Sachunterrichts und der Heimatkunde, der Natur- und Wirtschaftswissenschaften, der Geschichte und der Religionslehre. Soweit es möglich ist, werden auch die musischen Fächer, der Werkunterricht und Hauswirtschaft mit anderen Fächern vernetzt. Nur Mathematik, Fremdsprachen und Sport werden als „Fächer“ unterrichtet. Es wird jedoch garantiert, dass die Lerninhalte der staatlichen Bildungspläne ohne Abstriche berücksichtigt bleiben.

„**Freie Stillarbeit**“ erlaubt dem Schüler, selbständig seine Schul- „Arbeit“ zu tun, indem er(sie) das Thema und die dazu benötigte Zeit auswählt. Die Lehrer/innen bereiten eigentlich nur die Umgebung vor und führen das Kind an die Lerninhalte heran. Das heißt konkret, dass Hilfsmaterial (Lernhilfen, Bücher, Lexika usw.) bereitgestellt werden und sowohl der Lehrer, als auch Mitschüler zu Rate gezogen werden können.

„**Der Morgenkreis**“ ist eine den Wochenanfang kennzeichnende Einstim-





mung auf die Schulwoche. Das kann einmal eine biblische Erzählung oder die Besprechung eines Festes sein, ein andermal stille Besinnung, spontane Selbstdarstellung von seiten der Kinder oder Darlegung eines bestimmten „Wochenthemas“.

Für das Schuljahr und seine Bildungs- und Arbeitsziele gibt ein „Leitthema“ den Rahmen. Dabei werden jeweils die pädagogisch-didaktischen (z.B. entwicklungs-psychologischen) und die fachlichen, aber auch die ethischen, religiösen und sozialen Aspekte berücksichtigt. Hier werden die Lehrer/innen persönlich und beruflich herausgefordert, Vorbild zu sein. Für die Eltern gilt dies nicht weniger. Ohne die Bejahung der Idee einer katholischen Schule, die das Kind in die Mitte stellt – und zwar das Kind der Eltern, nicht der Schule! – und das Mitengagement der Eltern, können auch die bestausgebildeten und vorbildlichsten Lehrer/innen nicht viel erreichen.

Für das Mitengagement von Lehrern und Eltern ist Voraussetzung, dass sie wissen, auf was man sich da einlässt, was „dahinter steckt“, und wem man seine Kinder anvertraut.

Ich möchte an den alten, heutzutage fast vergessenen Rat erinnern: „*Trau, schau wem!*“ Im Folgenden soll gezeigt werden, „wem“ und „was“ man beim *Marchtaler Plan* „trauen“ kann.

3 Die Frage nach den „philosophischen und wissenschaftlichen Grundlagen“ des Marchtaler Plans

Gleich nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches“, am Ende des Zweiten Weltkrieges, rief der englische Historiker Arnold Toynbee den Erziehern Europas zu:

„Für die restlichen Jahre dieses Jahrhunderts gibt es für euch nur noch eine Hauptaufgabe: die Menschen gegen Propaganda immun zu machen!“

„*To make people propaganda-proof*“ – ist das den Erziehern, d.h. den Eltern und Lehrern und den Professoren, in der Zwischenzeit gelungen? Kann man Menschen überhaupt gegen die Beeinflussung von politi-

schen und ideologischen Einflüssen „immunisieren“?

Toynbee ging es darum, dass sich die Versklavung der Menschen durch totalitäre Diktatur nicht wiederholt, also um die Sicherung der Freiheit. Im Rückblick auf die Zeit nach dem 2. Weltkrieg sehen wir den Zusammenbruch von totalitären Systemen, die sich der Propaganda als Machtmittel bedienten und Millionen Menschen versklavten und ermordeten. Da hat sich wieder einmal erwiesen, dass sich auf Zwang und Brutalität eben kein haltbares Fundament für eine Gesellschaft oder einen Staat bauen lässt. Doch scheint es, dass wir auch aus dieser Erfahrung nichts gelernt haben. Ideologische Propaganda ist schon wieder in vollem Gang! Wir sehen es an unserer Jugend, in der Gesellschaft, ja sogar in der Kirche, wie Kräfte am Werk sind, die nicht die Freiheit, sondern die Macht über andere, nicht das Wohl des Menschen, sondern die Kontrolle über alle im Sinn haben.

Können wir und sollen wir gegen diese Kräfte arbeiten? Gibt es überhaupt eine Möglichkeit, ein Gegengewicht gegen solche Einflüsse herzustellen?

Zunächst interessieren uns hier nicht die spezifischen Ideologien und politischen Ziele, die in unserer Gesellschaft mittels Propaganda „durchgesetzt“ werden sollen. Wir beschäftigen uns vielmehr mit der Frage, wie weit der Mensch noch frei sein kann, wenn er auf diese Weise in seinem Leben, d.h. in seinen Entscheidungen und im Verhalten von außen beeinflusst wird.

Wir beeinflussen ja auch unsere Kinder! Dies ist nur zu rechtfertigen, wenn diese Einflüsse darauf ausgerichtet sind, dass die Kinder einmal als freie Menschen eine verantwortliche Rolle in der Gesellschaft ausüben und eine Welt gestalten, in der alle in Freiheit und Würde leben können.

Der *Marchtaler Plan* sieht das Kind als „zur Freiheit berufen“. Die Schule hat demnach den Erziehungs- und Bildungsauftrag, den „Menschen von morgen“ mit den Fähigkeiten auszustatten, das Leben in Freiheit zu gestalten. Das

Als Erstverantwortliche für die Erziehung ihrer Kinder haben die Eltern das Recht, für sie eine Schule zu wählen, die ihren Überzeugungen entspricht. Das ist ein Grundrecht. Die Eltern haben die Pflicht, soweit wie möglich solche Schulen zu wählen, die sie in ihrer Aufgabe als christliche Erzieher am besten unterstützen. Die Behörden haben die Pflicht, dieses Elternrecht zu gewährleisten und dafür zu sorgen, dass es auch wirkliche ausgeübt werden kann.

Katechismus der katholischen Kirche, Ziffer 229

heißt, die Kinder sollen lernen, der „Außensteuerung“ also jenen Kräften entgegenzuwirken, denen es nicht um Freiheit und Menschenwürde, sondern um Macht und Unterdrückung geht. Damit steht der *Marchtaler Plan* natürlich im krassen Gegensatz zu den „Reformen“, welche die Schule als Werkzeug zur Gesellschaftsveränderung, ja sogar zur Abschaffung der abendländisch-christlichen Kultur benutzen wollen und teilweise sogar erfolgreich anwenden.

Der Gegensatz zu diesen politisch interessierten Reformen ist jedoch nicht nur in ideologischer, sondern auch in didaktischer Hinsicht bedeutsam. Die Idee, die Didaktik und die Rolle des Lehrers sind im *Marchtaler Plan* ganz auf das Kind als Person ausgerichtet. Damit berühren wir die *philosophische Dimension*. Um die „Haltbarkeit“ des *Marchtaler Plans* zu erweisen, müssen die grundlegenden philosophischen Prinzipien zunächst definiert und untersucht werden. Dabei stellt sich dann die Frage in zwei Weisen: ob die Idee, der Lehrplan, die Didaktik und die Rolle des Lehrers philosophisch und gleichzeitig wissenschaftlich „haltbar“ sind, oder, ob dies nicht einfach wieder eine neue „Reformbewegung“ ist,

von denen wir in den letzten 200 Jahren manche kommen und gehen sahen. In anderen Worten: haben wir mit dem *Marchtaler Plan* etwas, was auf sicherem Boden steht und Zukunft hat?

Das kann voll bejaht werden. Der Erfolg eines pädagogischen Modells lässt sich zwar nicht exakt messen, weil es keine Kriterien gibt, die das ganze Spektrum menschlichen Handelns erfassen könnten. Dennoch geben die akademischen Leistungen der Schüler Hinweise auf die Wirksamkeit der Didaktik und des Lehrplans. Nicht weniger wichtig ist jedoch die Beobachtung, ob es Disziplinprobleme gibt, ob die Schüler gern in die Schule kommen, und welches Verhältnis zwischen Eltern und Lehrern besteht.

Sowohl im akademischen Bereich, als auch was die Disziplin der Schüler und die Beziehungen zu den Eltern betrifft, kann sich jede *Marchtaler Plan*-Schule rühmen, besser abzuschneiden als jede vergleichbare Regelschule. Ein wichtiges Kriterium ist indessen, ob sich das Ganze sich gegenüber den Erkenntnissen der wissenschaftlichen Pädagogik und den philosophischen Grundprinzipien einer christlich-abendländischen Kultur als haltbar erweist.

Das kann man hier vorbehaltlos bejahen. Wären diese Kriterien bei den PISA-Studien angewandt worden, wären bei den Schulen mancher europäischer Länder noch schlechtere Ergebnisse herausgekommen!

In die Lehrpläne der öffentlichen Schulen von Baden-Württemberg und Bayern wurden übrigens bereits einige Elemente des *Marchtaler Plans* (z.B. der „vernetzte Unterricht“) aufgenommen. In Krasnojarsk (Sibirien) besteht seit einiger Zeit ein Lehrerbildungsprogramm, das weitgehend auf diesem Modell aufbaut. □

¹ *Marchtaler Plan*, Erziehungs- und Bildungsplan für die Katholischen Freien Grund- und Hauptschulen in der Diözese Rottenburg-Stuttgart, 1990 Band 1/S. 13

Auf dem Prüfstand

Angst als Ergebnis der Kulturrevolution?

In der *Augsburger Allgemeinen Zeitung* vom 18. Januar 2005 stand unter der Überschrift „Die Deutschen haben Angst vor Selbstständigkeit“ folgender Text:

EU-Bürger sind weit weniger zur wirtschaftlichen Selbstständigkeit bereit als Amerikaner. Dies geht aus einer Umfrage hervor, deren Ergebnisse am Montag in Brüssel veröffentlicht wurden. Danach bevorzugen 61% der befragten US-Bürger, ihr eigener Chef zu sein, aber nur 45% der Europäer. Besondere Angst vor der Selbstständigkeit haben Deutsche. Von den EU-Bürgern wären 50% am liebsten Angestellte, aber von den Deutschen sogar 56%. 61% der Bundesbürger hätten Angst vor Misserfolg, in der EU nur 50%“.

Ängstliche Bundesbürger

Nun wissen wir aus repräsentativen Umfragen der letzten Jahre, dass die Deutschen nicht nur ängstlicher als Amerikaner oder andere Europäer sind, wenn es darum geht, sich wirtschaftlich selbstständig zu machen. Nein, Angst ist generell eine hervorstechende Eigenschaft der Deutschen geworden: Angst vor Krankheit, vor Arbeitslosigkeit, vor Einsamkeit, vor dem Tod usw...

Angst ist sicher ein Urphänomen des Menschen und deshalb in einem bestimmten Umfang auch verständlich. Trotzdem gibt es bemerkenswerte Unterschiede, wie die o.a. Untersuchung wieder einmal belegt.

Tiefe Spuren der Kulturrevolution

Die Deutschen gehören zu jenen Völkern, bei denen die Kulturrevolution der 68er Jahre tiefe Spuren hinterlassen hat. Vorgebliches Ziel

dieser Kulturrevolution war es, die Menschen von allen überkommenen Bindungen, Normen und angeblichen Zwängen zu befreien, z.B. von sexuellen Normen, ehelichen „Zwängen“, religiösen Geboten etc.. Niemand wird bezweifeln, dass diese „Kulturrevolution“ tiefgepflügt hat und auf ihre Weise erfolgreich war: Man denke nur an die Entwicklung der Ehescheidungen, der Abtreibungszahlen, der nachlassenden kirchlichen Bindung, um nur einige Beispiele zu nennen. Aber durch diese Kulturrevolution sind die Deutschen nicht freier geworden. Was sich ausgebreitet hat, ist die Angst, die Hoffnungslosigkeit und die Unsicherheit. Angst vor Selbstständigkeit, sei sie wirtschaftlich oder anderer Art, heißt auch Mangel an Selbstvertrauen. Dass die Emanzipation der 68er Jahre zu dieser Haltung geführt hat, ist verständlich: Bindungen, Normen und Gebote sind tragende Elemente. Sie geben dem Menschen Geborgenheit, Sicherheit und Schutz. Sie setzen der eigenen und der Willkür der anderen Grenzen. Im übrigen ist noch etwas bemerkenswert: Menschen mit starken religiösen Bindungen und mit einem tiefen Glauben haben weniger Angst. In vergleichenden Umfragen wird für die Amerikaner eine gegenüber den Europäern hohe religiöse Bindung registriert. Das ist wohl auch ein Grund, weshalb sich die Amerikaner besonders frei fühlen und vergleichsweise risikofreudig sind.

Hubert Gindert

Warnzeichen aus Berlin

Nach der Ermordung eines holländischen Filmregisseurs im vergangenen Jahr durch einen Moslem hat Kardinal Ratzinger in einem Interview am 23.11.2004 mit „Zenit“ (24.11.04) auf die Frage: „Stürzt im Moment in den Niederlanden ein multikulturelles Kartenhaus in sich zusammen?“ geantwortet:

„Dass natürlich die Multikulturalität so einfach nicht geht, wie man es hinstellt; dass faktisch die Erfahrung der Fremdheit auch immer wieder Zusammenstöße schaffen wird: Und dass sie also nicht auf der Basis der Gleichgültigkeit, sondern nur auf Basis positiver Wertschätzung wachsen kann – das scheint mir schon offensichtlich zu sein“.

Der Kardinal fährt im gleichen Interview fort: „Den Kulturen der Welt ist die absolute Profanität, die sich im Abendland herausgebildet hat, zutiefst fremd. Sie sind überzeugt, dass eine Welt ohne Gott keine Zukunft hat. Insofern ruft uns gerade die Multikulturalität wieder zu uns selber zurück“.

Die Ermordung eines bekannten Filmregisseurs war ein spektakulärer Fall. Weniger bekannt ist, dass in Berlin, der Stadt, die sich mit ihrem Bürgermeister gerne ihres multikulturellen Flairs, ihrer Weltoffenheit und Toleranz rühmt, seit Oktober 2004 fünf moslemische Frauen „im Namen der Ehre“ ermordet wurden, weil sie sich nicht an die moslemischen Traditionen und Kultvorschriften hielten.

Als die 23jährige Hatun, vermutlich von ihren eigenen Brüdern, Anfang Februar an einer Berliner Bushaltestelle erschossen wurde, äußerte ein moslemischer Jugendlicher: „Die Hure lief rum wie eine Deutsche“ (*Augsburger Allgemeine Zeitung* 23.2.05). Dieser Ausspruch zeigt, wie deutsche Frauen, und Deutsche insgesamt, moralisch eingeschätzt werden. Niemand kann ernsthaft erwarten, dass sich wertebewusste Moslems in eine solche Gesellschaft integrieren wollen.

Der Berliner Kultursenator Klaus Boger will nun in den Berliner Schulen einen verbindlichen Werte-Unterricht einführen. Wer kann aber in einer säkularisierten Gesellschaft verbindliche Wertmaßstäbe aufstellen? Wie soll dafür ein allgemeiner Konsens gefunden werden? Wer ist dazu legitimiert in Berlin, wo bisher weder Religion noch Ethik ein Pflichtfach an den Schulen ist? Eine Stadt, eine Gesellschaft ohne ein Wertefundament ist dem Haus in der Bibel vergleichbar, das auf Sand gebaut ist. Eine multikulturelle Gesellschaft ohne akzeptierte Werte kann nicht bestehen. Die Vorgänge in Berlin sind ein Warnsignal.

Hubert Gindert

Hauruckverfahren für Häretiker?

Immer wieder werden wir in den Medien damit konfrontiert, katholische Theologen würden von den vaticanischen Behörden im Hauruckverfahren, d.h. ohne ein geregeltes

Verfahren, ohne befragt zu werden oder Gelegenheit zur Stellungnahme zu bekommen, durch Lehrverbot mundtot gemacht, wenn ihre Thesen nicht mit der Lehre der Kirche übereinstimmen. Die Wirklichkeit sieht anders aus. Das soll am Beispiel des amerikanischen Theologen Robert Haigth SJ aufgezeigt werden. Haigth schrieb das Buch „Jesus, Symbol Gottes“ (Jesus Symbol of God, 1999, Mary Knoll; Orbis Books).

Die Glaubensirrtümer des Haigth-Buches betreffen die Präexistenz Jesu, die göttliche Natur Jesu, die Dreifaltigkeit, den Erlösertod Christi, die Einzigkeit und Universalität der Erlösungsvermittlung Jesu und seiner Kirche, die Auferstehung Jesu.

Die Kongregation für den Glauben kam zum Schluss, dass das Buch von Haigth schwerwiegende Irrtümer gegen den göttlichen und katholischen Glauben der Kirche enthalte und erteilte dem Autor ein Lehrverbot, wenn er seine Positionen nicht in der Weise korrigiere, dass sie in vollem Umfang mit der Lehre der Kirche übereinstimmt.

Wie lief das Verfahren gegen Robert Haigth ab, das schließlich zum Lehrentzug führte? Nach einer ersten Bewertung durch Fachtheologen wurde der Fall an den Ordinarius des Verfassers weitergeleitet. Am 14. Februar 2000 übergab man eine Zusammenstellung von Feststellungen über Irrtümer des Buches an den Vorgesetzten von Pater Haigth, nämlich an den Jesuitengeneral Peter-Hans Kolvenbach, damit er dem Autor die Glaubensirrtümer zur Kenntnis gäbe. Kolvenbach wurde gebeten, die notwendigen Klarstellungen und Berichtigungen der Glaubenskongregation zur Bewertung vorzulegen. Die Antwort von Pater Haigth vom 28. Juni 2000 brachte weder eine Klarstellung noch eine Korrektur der aufgezeigten Irrtümer. Deswegen, und auch, weil das Buch eine weite Verbreitung fand, entschied sich die Glaubenskongregation zu einer formalen Überprüfung der Lehrinhalte. Nach der Bewertung der Theologen und Berater der Glaubenskongregation wurde auf der ordentlichen Sitzung am 13. Februar 2002 festgestellt, dass das Buch von Haigth irri- ge Behauptungen enthalte, deren Verbreitung einen schweren Schaden für

die Gläubigen bilde. Also wurde die „dringliche Vorgehensweise“ (Kap. IV der Regelung für die Prüfung der Lehre) beschlossen. Nach Artikel 26 der Regelung wurde am 22. Juli 2002 dem Jesuitengeneral eine Übersicht der irrigen Behauptungen übergeben, damit er Pater Haigth auffordere, innerhalb von zwei Monaten eine Berichtigung der in seinem Buch enthaltenen Irrtümer zu liefern. Die Antwort des Autors kam am 31. März 2003. Sie wurde auf der ordentlichen Sitzung der Kongregation am 8. Oktober 2003 geprüft. Da Zweifel über die Echtheit, d.h. darüber aufkamen, ob es sich tatsächlich um die persönliche Antwort von Pater Haigth handelte, wurde eine von ihm unterschriebene Antwort erbeten. Sie traf am 7. Januar 2004 ein und wurde auf der ordentlichen Sitzung der Glaubenskongregation am 5. Mai 2004 überprüft. Dabei bekräftigte die Glaubenskongregation, dass das Buch „Jesus – Symbol Gottes“ Behauptungen enthalte, die im Widerspruch zum katholischen Glauben stehen, wie er im Glaubensbekenntnis dargelegt ist. (Quelle: Osservatore Romano Nr. 6 – 11.02.05, spanische Ausgabe)

Ist hier jemand in einem undurchsichtigen Hauruckverfahren abgeurteilt worden? Mitnichten!

Hubert Gindert

Gut inszeniertes Theater?

ARD, Montag, 7. März 2005, 23.00 Uhr, Beckmann hatte zu seiner TV-Sendung Gäste eingeladen: Marcel Reich-Ranicki und Hellmuth Karasek. Altbekannte vom Literaturquartett. Man versteht sich gut. Ein nettes Geplauder. Gegen 23.45 Uhr kommen zwei weitere Gäste hinzu: Gloria Fürstin von Thurn und Taxis und Alessandra Prinzessin Borghese. Sie werden gefragt, wie sie sich in New York kennen lernten, was sie in ihren wilden Jahren gemeinsam machten und wie sie sich dann aus den Augen verloren. Beide waren inzwischen verheiratet. Gloria hatte einen Mann, der immer kränker wurde, drei Kinder – und sie musste nach dem Tod ihres Ehemannes das Thurn und Taxis'sche Unternehmen umstrukturieren und sanieren. Keine Zeit für das frühere Jet-Set-

Leben. Dann trafen sie sich wieder. Alessandra hatte inzwischen zum katholischen Glauben zurückgefunden. Bei Gloria, die immer religiös war, wie sie sagte, war dieser tiefer und ernsthafter geworden. Man verstand sich, wie früher, aber auf neuem Boden. Das Gespräch kam auf den Papst. Beide Frauen sind begeistert von ihm, bewundern und verehren ihn. Karasek und Reich-Ranicki wurden gefragt, ob sie diese Begeisterung nachvollziehen und verstehen könnten. Beide konnten das nicht nachvollziehen, aber irgendwie verstehen. Dazu Reich-Ranicki: Wissen Sie, „der Papst ist ein großer Schauspieler“, das sei er auch schon früher als junger Mann in Polen gewesen. Seine Auftritte sind „gut inszeniertes Theater“, so Reich-Ranicki. Was heißt das aber? Wenn alles gut „inszeniertes Theater“ bei diesem Papst ist, wer kann dann noch unterscheiden, was echt und unecht oder bloß geschauspielert ist? Dann wäre seine Vergebensbitte, sein Besuch an der Klagemauer in Jerusalem, die zwei Treffen in Assisi mit Vertretern der Weltreligionen, die ökumenischen Begegnungen mit christlichen Kirchenführern, der Besuch in der jüdischen Synagoge in Rom, seine Auftritte vor der UNO und vor dem Europaparlament usw. womöglich auch nur gut inszeniertes Theater. Theater drückt sich schließlich nicht nur in Gesten und Mimik, sondern auch in der Sprache selbst aus. Ja, was ist dann von seinen Reden zu halten? Mit dem Wort, der Papst macht „gut inszeniertes Theater“ wird auch das, was er sagt und schreibt, um seine Glaubwürdigkeit gebracht. Wenn sich alles so leicht, wie das Reich-Ranicki getan hat, mit „gut inszeniertem Theater“ abtun lässt, dann brauchen wir keinen Dialog um die Wahrheit zu führen. Denn niemand kann wissen, ob es der Dialogpartner ernst meint oder nur schauspielert. Dann kann man auch nicht einem straffällig Gewordenen Einsicht und Reue abnehmen und Vergebung walten lassen; denn wie soll man seiner Reue Vertrauen schenken? Dann gilt nur mehr „Aug' um Aug', Zahn um Zahn“. Dann leben wir in einer perfekt inhumanen Gesellschaft. Was wäre aber, wenn uns Reich-Ranicki nur etwas vorge- spielt hat? *Hubert Gindert*

Grün-rote Jakobiner

Das von der Deutschen Bundesregierung geplante „Antidiskriminierungsgesetz“ bedroht die Freiheit in mancher Hinsicht; insbesondere schränkt es auch die Selbstbestimmung der Kirche ein. Darauf machte Norbert Geis MdB, Vorsitzender der Arbeitsgruppe Recht der CDU/CSU-Fraktion, aufmerksam („Kirche heute“ 3/2005, S. 4ff; Postfach 1406, D-84498 Altötting)

(...) Nach dem Willen von Rot-Grün darf niemand wegen seiner Religion oder Weltanschauung benachteiligt werden. Müssen also die Kirchen einen erklärten Atheisten einstellen, wenn er sich um eine öffentlich ausgeschriebene Stelle bei einer Kirchengemeinde oder einem kirchlichen Werk oder einer Einrichtung bewirbt? (...)

Die Vorgaben in den Richtlinien der EU, die nun in deutsches Recht umgesetzt werden sollen, lassen gerade noch genügend Spielraum für die verfassungsrechtliche Sonderstellung der Kirchen. Rot-Grün aber geht darüber hinaus und versucht, mit dem Antidiskriminierungsgesetz das geltende Staatskirchenrecht einzuengen und besonders in das kirchliche Dienst- und Arbeitsrecht einzudringen. Nach dem Entwurf darf bei Einstellung eines Bediensteten dessen Religionszugehörigkeit nur dann eine Rolle spielen, wenn dessen Tätigkeit in direktem Zusammenhang mit dem Verkündigungsauftrag der Kirchen steht. Gilt dies auch für die Sekretärin? Wohl kaum. Ganz bestimmt gilt dies nicht mehr für den Hausmeister (...)

Ganz schwierig wird es für kirchliche Werke und Einrichtungen, die in dem Gesetzentwurf überhaupt nicht genannt werden. Hier bleibt offen, ob sie an der grundsätzlichen Ausnahmestellung der Kirche teilnehmen. Ganz eindeutig jedenfalls ist, dass Vereinigungen und Werke, die der Kirche nicht direkt zugeordnet werden können (zum Beispiel Gesellschaft katholischer Publizisten, konfessionell geprägte Vereine usw.), an der Sonderstellung der Kirchen nicht teilhaben. Sie werden ohne Wenn und Aber dem Antidiskriminierungsgesetz unterworfen.

Keine Freiheit zur Auflösung der Freiheit

In seinem Bändchen „Der Staat – eine Erneuerungsaufgabe“ legt Prof. Dr. Paul Kirchhof, Bundesverfassungsrichter a.D. und Direktor des Instituts für Finanz- und Steuerrecht an der Universität Heidelberg, eine Problemanalyse und ein Konzept zur Lösung der mit dem Titel genannten Aufgabe vor (Herder spek-

Zeit im Spektrum

trum, Bd. 5555, 124 Seiten). Im zweiten der vier Kapitel dieser Schrift werden „Weltanschauliche Neutralität und die Freiheit der Bekenntnisse“ behandelt; dort heißt es über die „strukturelle Offenheit der Staatsverfassung“ u. a.:

Als Deutschland zu Anfang des 19. Jahrhunderts zu Freiheit und Demokratie aufgebrochen war, sammelten sich alle gesellschaftlichen, religiösen und kirchlichen Kräfte, um den neuen Verfassungsstaat zu gründen. Joseph von Eichendorff stellte deshalb im Umfeld des Hambacher Festes (1832) fest: „Keine Verfassung garantiert sich selbst.“ Sie baut auf die Freiheitsbereitschaft und die Demokratiewilligkeit der Menschen, ist auf die Mitgestaltung und kontinuierliche Legitimation durch die Bürger angewiesen, lebt in Familien, Vereinigungen und politischen Gruppen. Der freiheitliche Staat ist konstitutiv offen und insbesondere darauf angelegt, dass ihm die ethischen Voraussetzungen von außen zukommen.

Die säkularisierte Gesellschaft lebt von religiösen Voraussetzungen, die sie selbst nicht gewährleistet, die sie deshalb von anderen Maßstabgebern und Legitimationsspendern – den Kirchen – erwartet. Die Einsicht, dass der freie Verfassungsstaat von Voraussetzungen lebe, die er selbst nicht erzwingen könne, ist vielfach als bequeme Entlastungsformel genutzt worden. Der Staat brauche sich – so ist gesagt worden – nicht um Ethos und Moral kümmern, sondern er habe allein das vom Willen des Parlamentes bestimmte Gesetz mit Autorität zu versehen. Die Demokratie brauche nicht den inneren Zusammenhalt in Kultur und Religion, sie finde ihren Halt vielmehr in der Gemeinsamkeit des Erwerbstrebens und des Marktes. Die Elementarwertungen des Verfassungsstaates müssten nicht in ihren historischen Ursprüngen und aktuellen Geltungsbedingungen kultiviert werden, vielmehr seien sie um der Freiheit willen

der Neubestimmung durch die Bürger der Gegenwart ausgeliefert. Diese staatspolitische Grundauffassung drängt den Staat in die Indifferenz und den Fatalismus, sie liefert die Verfassung der Beliebigkeit von Trends und kurzfristiger Einsicht aus, verzichtet letztlich auf Normativität und Gestaltungsanspruch des Grundgesetzes als dem Gedächtnis der Demokratie, das erprobte Werte, bewährte Institutionen und politische Erfahrungen rechtsverbindlich an die Zukunft weitergeben will.

Der Verfassungsstaat jedoch unterbreitet den Menschen ein Freiheitsangebot in der Sicherheit, dass das Fundament der Freiheit auf Dauer erhalten bleibt. Er hat als Garant der Freiheit die Verfassungsvoraussetzungen zu pflegen und zu fördern. Die Garantie des stetigen Freiheitsangebotes begründet eine staatliche Aufgabe, die selbstverständlich freiheitskonform zu erfüllen ist. Die Freiheitsverpflichtung drängt den Staat deshalb in eine Garantenstellung für das Freiheitsrecht und seine Voraussetzungen, bindet ihn aber zugleich an die Handlungsmittel des Anregens, Förderns und Erschließens, der organisatorischen und rechtlichen Hilfe; Befehl und Zwang sind insoweit ausgeschlossen.

Verräterische Aufregung

In einem Gespräch mit Paul Badde von der Zeitung „Die Welt“ machte Rocco Buttiglione über sein Erlebnis mit der Intoleranz hinaus auf eine andere Erfahrung aufmerksam, die er bei der Ablehnung seiner Berufung zum EU-Kommissar machte (wiedergegeben in „Komma“ Nr. 25/2004, S.18f).

Etwas anderes kommt dazu. Jeder Europäer – ob Christ oder nicht – durchlebt seit langem schon dieselben Konflikte. Das ist der alte Kampf zwischen Christentum und Heidentum. Das gehört zur Identität Europas. Viele Menschen halten sich deshalb auch schon fast hysterisch die Ohren zu, wenn der Begriff „Sünde“ fällt. Sie wollen das Wort nicht hören. Wäre es für sie nicht bedeutend, wären sie nicht so aufgeregt bei der Vorstellung, in ihnen könnte etwas Sündhaftes liegen. Europas christliche Wurzeln sind nicht völlig entwurzelt.

„Wir brauchen heiligmäßige Priester“

Was müssten die Pfarreien, die Familien, die Religionslehrer anders machen, damit wieder mehr junge Männer den Weg zum Priesteramt einschlagen? – Auf diese Frage gab DDr. Klaus Küng, Bischof von Feldkirch und St. Pölten, Antwort in einem Interview mit Stefan Baier („Die Tagespost“, 26.2.2005).

Es ist wahr, dass Priestermangel und die im Allgemeinen geringere Zahl von Interessenten für den geistlichen Weg dazu verführen, die Anforderungen herabzusetzen. Das ist ein großer Irrtum. In Wirklichkeit gilt: Je größer der Priestermangel, desto wichtiger ist die Auswahl der Priesteramtskandidaten. Das Christentum hat mit wenigen begonnen. Wir brauchen vor allem heilige Männer und Frauen, Verheiratete und Unverheiratete. Und wir brauchen besonders dringend heiligmäßige Priester. Sie sind für den Aufbau der Kirche unerlässlich (...)

Notwenig ist – dafür gibt es keinen Zweifel – eine breit angesetzte Berufungspastoral in den Diözesen, das heißt eine große Anstrengung, um die Jugendlichen für eine Auseinandersetzung mit der Frage der persönlichen Berufung zu gewinnen. Jeder Mensch hat eine persönliche Berufung: entweder zu Ehe und Familie oder zu einer Hingabe im Sinne des Zölibates. Es braucht Angebote unterschiedlicher Art: Gebetsschulung, möglichst lebensnahe Erklärungen des Christseins, Besinnungszugänge. Die Begeisterung für Lebensschutz (der Sinn des Lebens steht damit im Zusammenhang) und Familie sind dabei zentrale Themen und Gelegenheiten zu praktischem Einsatz. Der persönlichen geistlichen Begleitung kommt große Bedeutung zu. Bedeutend können „geistliche Orte“ sein, die Jugendliche gerne aufsuchen. Wertvoll kann sein, wenn sie auch eine Zeitlang bei einer geistlichen Gemeinschaft mitleben können. Es braucht auch mutige Seelsorger, die junge Leute auf das Verlangen der Ganzhingabe an Gott im Priestertum ansprechen.

Nicht zu sich, sondern zu Christus

Am 24. Februar feierte im Mailänder Dom Kardinal Joseph Ratzinger mit dem Mailänder Erzbischof das Totenamt für Don Luigi Giussani, den Gründer der Bewegung „Communione e Liberazione“. Die Predigt des Kardinals wurde in der deutschsprachigen Wochenausgabe des „Osservatore Romano“ veröffentlicht (11.3.2005, S. 11: „Dank an den Herrn für das große Geschenk dieses Priesters“). Aus dieser Predigt die folgende Stelle:

Der Herr selbst hat das Geheimnis des Kreuzes, das in Wirklichkeit das Geheimnis der Liebe ist, mit einer Formulierung verdeutlicht, in der die ganze Wirklichkeit unseres Lebens zum Ausdruck kommt. Der Herr sagt: „Wer das Leben gewinnen will, wird es verlieren; wer aber das Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen“ (Mt 10,39)

Don Guissani wollte tatsächlich das Leben nicht für sich haben, sondern er gab das Leben hin und gewann gerade

auf diese Weise das Leben nicht nur für sich, sondern für viele andere. Er hat das, was wir im Evangelium gehört haben, verwirklicht: Er wollte kein Herr sein, er wollte dienen, er wollte ein treuer „Diener des Evangeliums“ sein; er hat den ganzen Reichtum seines Herzens verteilt, er hat den göttlichen Reichtum des Evangeliums, von dem er durchdrungen war, verteilt; und durch dieses Dienen, durch die Hingabe des Lebens hat sein Leben reiche Frucht getragen, und er ist – wir in dieser Stunde sehen – wirklich zum Vater vieler geworden und hat gerade dadurch, dass er die Menschen nicht zu sich, sondern zu Christus führte, die Herzen gewonnen, hat geholfen, die Welt besser werden zu lassen, die Türen der Welt für den Himmel zu öffnen.

Liturgie ist keine Privatsache

In einem Interview für das Internet-Magazin kath.net (dokum. in „Die Tagespost“, 5.3.2005) äußerte sich nun auch der Wiener Erzbischof Christoph Kardinal Schönborn zu Missbräuchen in der Liturgie, so zu eigenmächtigen Änderungen der vorgeschriebenen Gebete und anderer Texte.

Grundsätzlich gilt: Die Liturgie ist immer Liturgie der Kirche, des ganzen Volkes Gottes. Die Gläubigen haben ein Recht darauf, dass die Liturgie der Kirche gefeiert wird, wie sie in der Gemeinschaft der Weltkirche gültig ist. Die Gläubigen, die Gemeinden und die Priester haben aber auch die Pflicht, den Gottesdienst in der Gemeinschaft der ganzen Kirche zu feiern. Dieses Recht und diese Pflicht ist nicht eine Einengung der Freiheit, sondern die Voraussetzung dafür, dass die Gläubigen wirklich am Gottesdienst der Kirche teilnehmen und nicht an dem, was einzelne Personen als Liebhaberei oder als wenn auch gut gemeinte liturgische Ideen selber hervorbringen. Der tiefste Grund für diese Ordnung der Liturgie ist, dass sie Gottesdienst ist, das heißt, dass im christlichen Gottesdienst zuerst Gott sich den Menschen zuneigt, Christus der Feiernde ist, der zu uns in seinem Wort spricht, und der uns in seine Hingabe an der Vater zum Heil aller Menschen mit hinein nimmt. Deshalb ist es immer die erste Sorge der Kirche gewesen, dass Christus im Mittelpunkt der Liturgie steht. Er ist der Hauptzelebrant. Damit das deutlich bleibt, ist es gut und richtig, dass es eine kirchliche Ordnung der Liturgie gibt, die uns zur Christusbegegnung in der Liturgie hilft (...)

Es ist etwas Wunderbares, wenn der Gottesdienst in Treue zu seiner kirchlichen Gestalt, aber mit echter Innigkeit, Anteilnahme und Freude über die Gegenwart Christi in unsere Mitte gefeiert wird.

Die Tür zum Paradies

Angesichts der Fragen, die mit der Flutkatastrophe um den Indischen Ozean von vielen Menschen wieder aufgeworfen wurden, schrieb Msgr. Josef Grabmeier im Geleitwort zum März-Heft des „Directorium spirituale“ (bei: Erhardi Druck GmbH, Leibnizstr. 11, D-93055 Regensburg):

Leid prägt das Leben. Es liegt wie ein dunkler, untillbarer Schatten über der Erde. Verbrechen, Naturkatastrophen, Not, Hunger und Krankheiten zeigen dem Menschen immer wieder neu, wie bedürftig und ungeschützt er ist. Das hat uns jüngst die schreckliche Flutkatastrophe im indischen Ozean vor Augen geführt. Auch Tsunami-Frühwarnsysteme geben keine absolute Sicherheit. Die Welt ist kein Paradies und wird keines werden, so gerne wir es schaffen würden. Die Welt, wie sie ist, ist ein Rätsel (...) Werden wir also vom Leben, vom Schöpfer des Lebens, von Gott betrogen, sind wir nur Spielball dunkler böser Mächte? Wer so denkt, den erdrückt das Leid. Er kommt nicht mehr darüber hinweg.

Einer, der außerhalb allen Leids stand, ist freiwillig in unser Land hereingestiegen, der ewige Sohn Gottes. Er hat es durchgekostet bis hin zu dem unvorstellbaren Martyrium und Tod am Kreuz. War das nicht verrückt? Hat er sich damit nicht selbst aufgegeben? Nichts von all dem. Er kam mit göttlicher Macht, in einzigartiger Überlegenheit, aus Liebe und Erbarmen, als souveräner Retter in unser leidvolles Dasein, umarmte es und führte es zum Sieg über alles Leid, das einen erdrücken könnte. Er gab dem Leben seinen Sinn zurück, er gab dem Leben wieder eine Zukunft. Leben lohnt sich, auch wenn nach außen alles ins tiefste Dunkel getaucht ist. Der Ostersieg Jesu Christi ist der einzige, zwingend notwendige Schlüssel zum Leben.

Das Heilsgeschehen um Jesus Christus bleibt gegenwärtig in der Feier der hl. Messe, in der Eucharistie. Sie ist nicht eine unterhaltsame Vorführung und nicht eine von uns inszenierte Veranstaltung. Von einer solchen kann man sich auch dispensieren. Von der Eucharistiefeyer nicht. Sie ist ein wunderbarer Heilsvorgang, ein Mysterium, in das wir geheimnisvoll hineingenommen werden, verwandelt werden, in der alles Leid der Welt aufgefangen und verklärt wird. Die Welt bekommt ein neues Gesicht. Alles Leid wird zum Prägemaal einer einzigartigen und unbezahlbaren Hoffnung, zum Wegzeichen zum Leben, zur offenen Tür zum ersehnten Paradies. Es ist die unaufgebbare Aufgabe der Hirten der Kirche, diese Botschaft Tag für Tag glaubwürdig und überzeugend zu verkünden.

G. Rohrmoser: Kulturrevolution oder Niedergang?! – Sozialstaat – Bildung – Kultur. Gesellschaft für Kulturwissenschaft e. V., Bietigheim/Baden 2005. ISBN 3-930-930218-34-8, 172 S., 14,80 Euro.

Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus in Europa hofften viele Menschen auf Frieden, Wohlstand und Demokratisierung der Welt. In diesem Sinne schrieb F. Fukuyama sein Buch „Das Ende der Geschichte“. Dem widersprach S. Huntington (dt.: „Der Kampf der Kulturen“). Die politische Entwicklung scheint dem Letzteren Recht zu geben.

Nach Rohrmoser war der wohlhabende Sozialstaat der Kitt, der die Bürger der BRD zusammenhielt. Dies ist heute nicht mehr der Fall. Den Platz der sozialen Frage hat die Frage nach der Bildung eingenommen. Bildung bezeichnet der Verfasser als die Fähigkeit einer Person am kulturellen, wirtschaftlichen und technischen Leben der Gesellschaft teilnehmen zu können. Die Bildung hat ihre Wurzeln in der Kultur. Dazu gehört die Geschichte des eigenen Volkes, das nationale Bewusstsein und die Religion. Schon Huntington hob die besondere Rolle der Religion im „Kampf der Kulturen“ hervor. Unter diesen Aspekten steht die BRD schlecht da. Das Geschichtsbewusstsein wurde auf die NS-Vergangenheit beschränkt, so dass die Nation aus dem Bewusstsein verdrängt ist. Das Christentum ist gesellschaftlich marginalisiert; dem militanten Islamismus hat es deshalb wenig entgegen zu setzen.

Die doppelte Bedrohung unserer Demokratie sieht der Verfasser a) in der Aushöhlung des Grundgesetzes, das von den jeweiligen Mehrheiten uminterpretiert wird (z. B. „Homo-Ehe“); b) im „sanften Despotismus“ (A. de Tocqueville), der sich in einer Gesinnungsdiktatur offenbart. Vor diesem kann nur die Religion bewahren. Ein Buch, das zum Nachdenken bewegt und besonders die politisch Verantwortlichen zum Handeln aufruft, um den Niedergang der deutschen Kultur zu stoppen.

Alexander Desecar

Viki Ranff: Edith Stein Begegnen St. Ulrich Verlag, S. 152 kartoniert, ISBN 3-936484-28-7, 11,90 Euro (D), 12,30 Euro (A)

In der Reihe „Zeugen des Glaubens“ legt der St. Ulrichs Verlag in Augsburg das Buch von Viki Ranff: „Edith Stein begegnen“. Es ist in die beiden Kapitel „Äußere und innere Reisewege“ und „Denken und gelebter Glaube“ gegliedert. Das erste Kapitel (Seite 12-112) beschreibt die äußeren Etappen von Breslau, dem Ort, wo sie am 12. Oktober 1891 geboren wurde, bis zum KZ Auschwitz, wo sie vermutlich am 9. August 1942 ermordet wurde, aber auch parallel mit dem äußeren Ortswechsel die Stationen ihrer geistigen und religiösen Entwicklung. Das zweite Kapitel (Seite 114-143) behandelt in vier Abschnitten „Wahrheitssuche“, „Glaube und Vernunft“, „Verwandtes in Fides et ratio“ und „Europäische Perspektiven“.

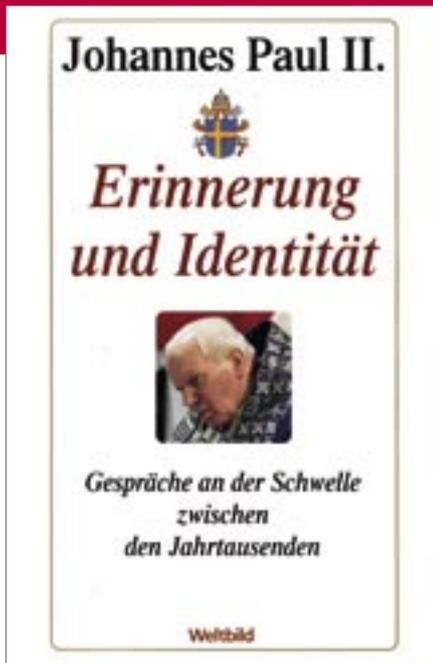
Edith Stein wird in ihrer Kindheit als „ein Buch mit sieben Siegeln“, also introvertiert beschrieben. Von sich selber sagt sie, „ich war überzeugt, dass ich zu etwas großem bestimmt sei und in die engen bürgerlichen Verhältnisse in denen ich geboren war, ja gar nicht hineingehörte“. Hier zeigt sich ein „ausgeprägter Ehrgeiz“. Von sich das Äußerste abzuverlangen, verbunden mit einem „Zug zum ethischen Ideal an, der bis über die Studien – und Promotionszeit hinaus als ein Hauptcharaktermerkmal Edith Steins gelten kann“. Für ihre Entwicklung war auch bedeutsam, „dass sie auch in späteren Lebensphasen mit unverhohlener Ungeduld eine Abneigung gegen jedes Festhalten an überwunden geglaubten



Verhältnissen oder Entwicklungsstufen an den Tag legt“. Dabei hatte sie den Wunsch „innere Einsicht und Lebenserfahrung miteinander zu verbinden“.

Die 15jährige löst sich während eines mehrmonatigen Besuchs bei ihrer verheirateten Schwester in Hamburg von ihrem jüdischen Glauben. Sie schreibt: „Hier habe ich mir auch das Beten ganz bewusst und aus freiem Entschluss abgewöhnt“. Wieder in Breslau macht sie ihr Abitur nach und studiert zunächst in Breslau, danach in Göttingen Philosophie, wo sie die für ihre weitere Entwicklung entscheidende Bekanntschaft mit Edmund Husserl, dem Begründer der Phänomenologie machte. In Göttingen lernte sie außerdem den Philosophen Max Scheler kennen. Schelers Anregung „alle Dinge vorurteilsfrei ins Auge zu fassen“, „die Schranken rationalistischer Vorurteile“ abzuwerfen, führten Edith Stein zu einer „Offenheit gegenüber religiösen Fragen“ und auch gegenüber Einsichten religiös geprägter Menschen. Trotzdem sind „ihre Schritte in den Glauben maßgeblich durch Bücher geprägt“. Edith Stein beschreibt ein entscheidendes Erlebnis. Bei einem Besuch bei einem befreundeten Ehepaar Conrad liest sie in einer Nacht das „Leben der heiligen Theresa von Avila“ und schließt es mit der Einsicht „Das ist die Wahrheit“. In Bergzabern trifft sie die Entscheidung zur Konversion. Nach einer heiligen Messe bittet sie den Pfarrer um die Taufe. Nach der notwendigen Vorbereitung wird sie am 1. Januar 1922 getauft. Das Ringen um Wahrheit hat sein Ziel gefunden. Parallel dazu war ihre berufliche Ausbildung verlaufen: Abschluss des Studiums, Promotion, Habilitationsversuche. Nach ihrer Konversion arbeitet Edith Stein als Lehrerin am Gymnasium und am Lehrerinnenseminar in Speyer. Sie hält Vortragsreisen. Ab 1932 ist sie Dozentin für Philosophie am Institut Wissenschaftliche Pädagogik in Münster. Am 14. Oktober 1933 tritt Edith Stein in das Kölner Karmelkloster ein. 1938 verlässt sie wegen der Bedrohung durch das NS-Regime Köln und übersiedelt in den holländischen Karmel Echt. Dort wird sie am 2. April 1942 verhaftet und nach Auschwitz deportiert. Den Weg der aufrichtigen und konsequenten Suche nach der Wahrheit ist Edith Stein, trotz vieler Widerstände, auch von Seiten ihrer Familie, bis zum Ende gegangen. Von Papst Joh. Paul II. wurde sie 1998 heilig und am 1. Oktober 1999 zur Mitpatronin Europas ernannt.

Hubert Gindert



Johannes Paul II.: Erinnerung und Identität. Gespräche an der Schwelle zwischen den Jahrtausenden, Verlagsgruppe Weltbild, Augsburg 2005, 224 Seiten, Euro 14,90.

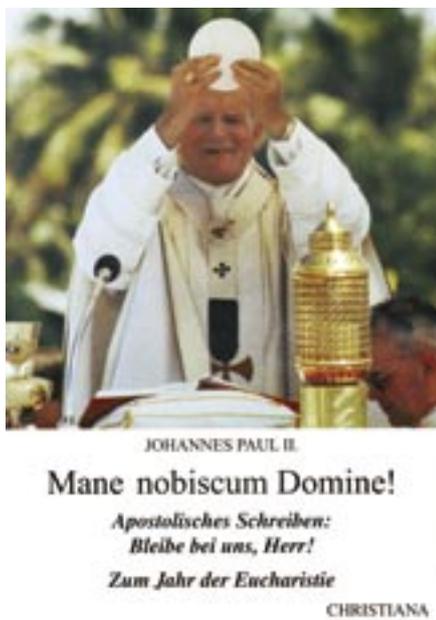
Der Papst hat keine unzulässigen Vergleiche angestellt, aber er hat sich in seinem neu erschienenen Buch auch nicht damit begnügt, das erfahrbare Böse in der Welt philosophisch zu analysieren

und theologisch zu deuten. Er benennt es ganz konkret, ohne es zu relativieren: Johannes Paul II. stellt dem Leser „die Eliminierung von Millionen von Juden in den Vernichtungslagern“, die „hitlerschen Verbrechen“ noch einmal vor Augen. Nationalsozialismus und Kommunismus sind für ihn „Ideologien des Bösen“: „Das Böse des 20. Jahrhunderts war nicht ein Übel im Kleinformat, sozusagen hausgemacht. Es war ein Übel von gigantischen Ausmaßen, ein Übel, das sich der staatlichen Strukturen bedient hat, um sein unheilvolles Werk zu vollenden, ein Übel, das zum System erhoben wurde.“

Doch der Papst kann nicht über das besiegte Böse schreiben, ohne zugleich das aktuelle Böse zu benennen. Zu den „schweren Formen der Verletzung des Gesetzes Gottes“ zählt er „den starken Druck des Europäischen Parlaments, homosexuelle Verbindungen anzuerkennen als eine alternative Form der Familie, der auch das Recht der Adoption zusteht“. Johannes Paul II. sieht darin einen Versuch, „gegen den Menschen und gegen die Familie sogar die Menschenrechte auszunutzen“. Ebenso klar weist der Papst „die legale Vernichtung gezeugter, aber noch ungeborener menschlicher

Wesen“ zurück. Als „Strömungen der Anti-Evangelisierung“ bezeichnet er: „die Ehescheidung, die freie Liebe, die Abtreibung, die Empfängnisverhütung, den Kampf gegen das Leben in seinem Anfangsstadium wie in seiner Endphase und die Manipulation des Lebens“.

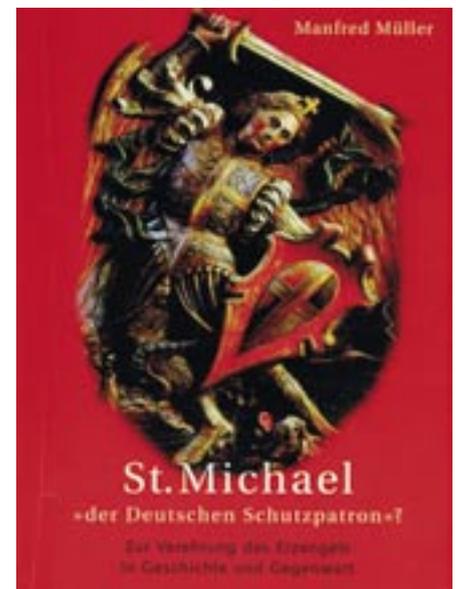
Johannes Paul II. mahnt, die Menschheitsgeschichte als Drama der Koexistenz von Gut und Böse zu begreifen. Von Anfang an sei die Geschichte der Menschen durch die Versuchung zum Bösen gekennzeichnet, aber zugleich auch „durch die Grenze, welche der Schöpfergott dem Bösen setzt“. So ordnet der Papst die Menschheitsgeschichte in den Heilsplan Gottes ein. Die große Ursünde, die er mit Augustinus als „Eigenliebe bis hin zur Gottesverachtung“ definiert, sei in Christus überwunden, in der am Kreuz sichtbar gewordenen „Gottesliebe bis hin zur eigenen Gering-schätzung“. Deshalb weiß der Papst, der selbst in Polen die Herrschaft der Nazi-Diktatur wie der aus Moskau gesteuerten Kommunisten erlebt hat: „Denjenigen, die der planmäßigen Aktion des Bösen unterworfen werden, bleiben als Quelle geistiger Selbstverteidigung und als Siegesverheißung nichts anderes als Christus und sein Kreuz.“ *Stephan Baier*



Johannes Paul II. Mane nobiscum Domine! Apostolisches Schreiben zum Jahr der Eucharistie: Bleibe bei uns, Herr! Nachwort: Joachim Kardinal Meisner, Köln; Format A5, 32Seiten, 3,40 Euro, 4,80 SFr, Christiana-Verlag, CH-8260 Stein am Rhein, oder D-78201 Singen, Postfach 110; ISBN 3-7171-1127-2

Manfred Müller: „St. Michael – „der Deutschen Schutzpatron“?, Bernardus Verlag 2003, S. 216, ISBN 3-934551-89-0, Preis 13,- Euro

Der Autor untersucht zunächst die Entstehung und Verbreitung des Michaelskultes im Mittelmeerraum. Jüdische Vorstellungen, oströmische Kultformen und der italienische Erscheinungsort auf dem Monte Gargano spielen eine Rolle. Ausführlich behandelt der Autor auch die Michaelsverehrung zwischen dem achten und zehnten Jahrhundert im entstehenden Deutschland. Auf den Fahnen der deutschen Reiterheere, die Otto der Große 955 auf dem Lechfeld gegen die Ungarn einsetzte, leuchtete der siegreiche Erzengel Michael. Dies wirkte nachhaltig auf die Festigung des Michaelskultes im deutschen Sprachraum. Vom frühen Mittelalter an lässt sich Michael in der Kunst und in der religiösen Literatur als Engel der Toten, als Seelenbegleiter nachweisen. Diese Aufgabe wurde dem Erzengel Michael bis ins 20. Jahrhundert zugeschrieben. Der Leser erfährt auch verschiedene Thesen zur Erklärung des Ausdrucks „Deutscher Michl“. Weitere Themen sind: St. Michael in der Kunst, die Michaelsverehrung in der katholischen Kirche, die Engelsverehrung bei Sekten und Anthroposophen. Das wissenschaftlich angelegte Buch mündet in den Appell, die Michaelsverehrung nicht den exzentrischen Randgruppen zu überlassen. Zur Bewältigung gegenwärtiger Krisen könne das Beten mit und zum Erzengel Michael beitragen. Umfangreiche Literaturangaben; sehr zu empfehlen.



Stephan Heptner

Dank an Kardinal Meisner

Der Ständige Rat der Deutschen Bischofskonferenz hat sich bei Kardinal Joachim Meisner für die Meisterung der Situation im Anschluss an die Dreikönigspredigt bedankt. Meisner hatte bei der Predigt wörtlich gesagt: „Wo der Mensch sich nicht relativieren und eingrenzen lässt, dort verfehlt er sich immer am Leben: zuerst Herodes, der die Kinder von Bethlehem umbringen lässt, dann unter anderem Hitler und Stalin, die Millionen Menschen vernichten ließen, und heute, in unserer Zeit werden ungeborene Kinder millionenfach umgebracht“.

Im Protokoll der 154. Sitzung des Ständigen Rates vom 24. Januar heißt es laut Angaben der Kölner Kirchenzeitung: Eine einseitige und falsche Zitierung der Predigt von Kardinal Meisner zum Dreikönigsfest (insbesondere durch den Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland Paul Spiegel) hat kurzzeitig für Aufregung in den deutschen Medien gesorgt. Der Ständige Rat dankt Joachim Kardinal Meisner, der diese Situation souverän und klug gemeistert hat. In der weiteren Aussprache wird an ähnliche Erfahrungen mit dem öffentlichen Verhalten des Zentralrats erinnert und die Sorge um dessen kontraproduktive Wirkung zum Ausdruck gebracht. *KATH.NET 20.02.05*

Filme mit hohen moralischen Werten am erfolgreichsten

„Die Passion Christi“ und „Der Polarexpress“ spielten mehr Geld ein als Filme mit problematischen Inhalten, viel Gewalt und Sex.

Moralisch höherwertige Filme wie „Die Unglaublichen“, „Spiderman 2“, „Der Polarexpress“ und „Die Passion Christi“ hätten im Jahr 2004 im Durchschnitt jeweils 82 Millionen Euro umgesetzt, während der Schnitt für Filme mit problematischen Inhalten bei 12 Millionen lag. Der Erfolg der „wert“-vollen Filme habe sich in den letzten drei Jahren vergrößert und er sei auch außerhalb der Vereinigten Staaten festzustellen. *KATH.NET, 17.02.2005*

„Junge Katholiken in Berlin“

– in dieser ehrenamtlich hergestellten Zeitschrift berichten junge Katholiken der Hauptstadt von ihren Gedanken und Erfahrungen im Alltag. Dabei stehen die Fragen „Wie führt man ein gutes Leben?“ und „Was kann der Einzelne gegen den gesellschaftlichen Zerfall tun?“ im Vordergrund. Ziel des Projektes ist es, ein

Forum für junge Erwachsene mit katholischen Werten zu schaffen und somit Kommunikation mit Gleichgesinnten zu ermöglichen. Die Autorin der ersten Ausgabe von „Junge Katholiken in Berlin“ ist Gabriele Arend, die eine freie Mitarbeiterin der Deutsch-Nordamerikanischen Gesellschaft ist.

*Bei Rückfragen: Tel.: 030-30862815
E-Mail: katholikenberlin@yahoo.com*

In Einheit mit Rom?

Trotz vatikanischer Bedenken erlauben die Bischöfe der Schweiz Laientheologen und -theologinnen weiterhin, in der Eucharistiefeier zu predigen, vermeiden in einer Erklärung dafür aber den Begriff „Predigt“ und sehen sich in der „vollen Einheit mit Rom“ *Konradsblatt 6-2005*

Priester fordern Recht auf Ehe

Australische katholische Priester haben das Recht auf Heirat gefordert. In einer Eingabe an den Vatikan bittet der Nationale Priesterrat (NCP), das Eheverbot aufzugeben. *Konradsblatt 6-2005*

In drei Tagen über 20 000 E-mails für den Papst

Rom, In drei Tagen haben mehr als 20 000 Personen aus aller Welt dem Heiligen Vater auf elektronischem Weg mitgeteilt, dass sie für ihn beten und ihm baldige Besserung wünschen. In der Zeit vom 1. bis zum 3. März erhielt Papst Johannes Paul II. rund 10 000 Emails auf Englisch, 6077 auf Spanisch, 2012 auf Portugiesisch, 1134 auf Italienisch, 850 auf Deutsch und 800 auf Französisch. *Zenit.org, 8.3.05*



Infos bei www.kabeldeutschland.de oder Tel.: (0180) 52 333 25

Technikhotline: Montag-Freitag
Deutschland: Herr Wagner Tel: 0172-8926907 von 18-19 Uhr; Österreich: Herr Dullinger Tel: 0650-260-3343 von 16-19 Uhr; Schweiz: Herr Reinert Tel: 079-229 35 27 von 17-19 Uhr;
Internetadresse: www.k-tv.at

Messfeiern im alten Ritus

gemäß Altritus-Indult und Motu proprio „Ecclesia Dei“ siehe Heft 1/2005 S. 28

Sühnenacht Sühneanbetung

Berlin: St. Ansgar: 1.4.05, 17.10 Uhr Kreuzweg; St. Norbert: 2.4.08, 9.30 Uhr Sühnesamstag; 21.4.05, 18.00 Uhr, MPB Zönakel Helferkreis; 24.4.05, 15.00 Uhr Kinderro.kr.; Hinweise: 030/4964230

Krefeld: 4.4.2005, St. Peter, Krefeld-Uerdingen; 18.00 Andacht m sakr. Seg. 19.00 Uhr Hl. Messe, 20.00 Uhr Ro.kr. m. sarkr. Seg.; Hinweise: 02151-730592

Konstanz: 2.4.2005, 19.00-21.00 Uhr, Klinikum, Kleine Kapelle, Anbet., Lobpreis, Ro.kr., Hinweise: 07531-23368

Leuterod/Ötzingen: 26.4.2005, mtl. Treffen der Mitgl. d. Marian. Segenskreises, Maria-Hilf-Kirche; Sühnegebetsstd., Eucharistiefeier, Predigt, Beichte, euch. Anbet. v. 18.00 - 22.00 Uhr, m. Pfr. R. Lambert.

Nächtliche Anbetung in Oberhaid

9./10.4.2005 nächtl. Anbetung in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Oberhaid bei Bamberg, ab 20.30 Uhr, Ende 5.30 Uhr;

Wietmarschen: 2.4.2005, St. Matthiasstift Wietmarschen, Marienvesper 16.30 Uhr; Hinweise: 05921-15291

Marienfried: 2.4.2005 Sühnenacht, 14.00 Uhr, Anbet. 15.00 Uhr hl. Messe; 13.4.05 Lobpreisabend; Hinweise: 07302-92270

Exerziten in Marienfried: 18.-24.4.2005, Heilung und Heiligkeit durch die Eucharistie, P. James Mariakumar SVD; Hinweise: 07302-92270

Männer-Exerziten/Besinnungstage:

8.4. - 12.4.2005, im Geiste der marianischen Herz-Jesu-Verehrung, Kloster

1 über Satellit:

Europaweiter Empfang über das ASTRA-Satellitensystem

- digitaler Empfang: ASTRA 1 H, 19,20 Ost, Transponder: 113, Frequenz 12.633 (25) GHz, Polarisation horizontal, Symbolrate 22.000, FEC 5/6
Digitale Receiver (Euro 95,-) können bestellt werden: s. Hotline

2 über Kabel:

- analog: in vielen Kabelnetzen Deutschlands, Österreichs, der Schweiz, Liechtensteins und Luxemburgs
- digital: im Kabelpaket (Kabel Digital home) der Kabel Deutschland, Euro 9,- mtl.

Gebetsmeinung des Hl. Vaters April 2005

1. dass die Christen den Sonntag als Tag des Herrn leben; er ist Gott und dem Nächsten besonders geweiht.
2. dass die christlichen Gemeinden von neuem Streben nach Heiligkeit entzündet viele missionarische Berufungen hervorbringen.

Maria-Engelport, Thema: Dem Auferstandenen Gekreuzigten begegnen; mit P. Joh. Chrysostomos Trummet CMM; 10.4.2004, Ex. Weihbischof J.M.Peters, 11.00 Uhr, Pontifikalamt, Klosterkirche Engelport; Hinweise: 0231-593167

IMAK-Tagung: „Die Familie des hl. Josef“ vom 28. April bis zum 1. Mai in Kevelaer; Hinweise: 02832 - 79 99 00 mail@imak-kevelaer.de; www.imak-kevelaer.de

Marienwallfahrt 2005 nach Covadonga (Asturien) 16. bis 26 Mai; Anmeldungen werden bis zum 22. April erbeten.

Aktionsgemeinschaft Christ – Gesellschaft – Staat:

30.4.2005, Salesianer Zentrum, Haus Overbach, Jülich-Barmen, ab 9.30 Uhr, Thema: „Die Freude an Gott ist unsere Kraft“ (Gotteslob 627,2) Hinweise: 02428-3529

Aktionsgemeinschaft Augsburg:

Pater Pio Wallfahrt 18.5.-24.5.2005 mit geistl. Ltg: Prof. Dr. A. Ziegenaus; Anfragen: Fa.: K. Reisen GmbH&Co.KG 08261-1383

Alfred-Kardinal-Bensch-Kreis, Berlin

20.4.2005, 20.00 Uhr, Gemeindesaal St. Marien, Dr. Walter Marinovic: Kunst oder Antikunst? – Von der Diktatur des Hässlichen zum Aufbruch des Schönen. Hinweise: 030-8035980

Aktionsgemeinschaft Mainz:

Besinnungstag: 2.4.2005, Franziskaner-Kloster Marienthal/Rheingau, 9.45 Uhr, Leitung: Ehrendomherr Pfr. Edmund Dillinger; Abschluß 17.30 Uhr, feierl. hl. Messe; Anmeldung bis 28.3.2005 unter 06725-4556

Aktionsgemeinschaft München-Freising:

10.4.2005, 14.30 Uhr, Kolping-Gesellenhaus, Wolfgang Hering: „Heilung“ und „Verhütung“ von Abtreibungen; Hinweise: 08142-400766

Liborius Wagner-Kreis, Würzburg:

10.4.2005, 16.00 Uhr, St. Burkardushaus, Dr. Felix Bentz: Der Weg der Kirche aus der Krise – Hoffnungen und Heilmittel; zuvor 15.00 Uhr Vesper i.d. Sepultur des Domes; Hinweise: 06022-20726

Forum der Leser

„Wird der Laizismus totalitär?“ (Fels Nr. 3)

„Praktizierende Katholiken haben es heute nicht leicht.“ Schon dieser einleitende Satz umreißt das Problem. Am Beispiel Buttiglione, des qualifizierten Philosophieprofessors und Politikers, wird deutlich, dass der liberale Geist dieser Zeit über die Maßen militant ist. Auf eine erschreckende Weise bewahrheitet sich das Wort Jesu „Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut.“ (Mt 12,30)

Alex Dorow, der bekannte Nachrichtensprecher des BR, hat auf eine tiefgründige Art die Zeichen der Zeit erkannt und auf eine Formel gebracht. Dass er sich mit einer solchen Einstellung an der Spitze der mehr oder minder gleichgeschalteten Medien halten kann, spricht für seine Person und seinen Mut.

Das Schönreden ist offensichtlich nicht sein Geist und seine Zugehörigkeit zu einem Zeitgeist, der nicht wenigen Priestern und kirchlich tätigen Laien aus purer Bekenntnisscheu (sprich: Feigheit) zur zweiten Natur geworden ist. An dieser Stelle könnte ein deutliches Wort gesagt werden zu Politikern, die in Bundesländern, vor allem in der BRD das große Wort führen. Die Väter des Grundgesetzes haben nach den Schrecken des zweiten Weltkrieges als ersten Artikel geschrieben: „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“ In diesem Zusammenhang lässt sich der Art. 4 des GG nicht ausblenden: „Die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und die Freiheit des reli-

giösen und weltanschaulichen Bekenntnisses sind unverletzlich...“

Das Wort von der christlichen „Werte-gemeinschaft“ wird zur Floskel. Der Gesinnungsterror ist allgegenwärtig. Die vielen Worte in der veröffentlichten Meinung sind über weite Strecken das gerade Gegenteil von „Viel“. Vgl. das Sprichwort: „Weniger wäre mehr gewesen!“

Es scheinen in dieser Zeit urchristliche/frühchristliche Zeitverhältnisse wiederzukehren: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, die Seele aber nicht töten können, sondern fürchtet euch vor dem, der Seele und Leib ins Verderben der Hölle stürzen kann.“ (Mt 10,28)

Willibald Scherb, Pfr., Tittling

Anschriften der Autoren dieses Hertes

- Die geistliche Familie „Das Werk“ Thalbachgasse 10, A - 6900 Bregenz
- Martine und Jürgen Liminski Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Prof. Dr. Hans Schieser Veilchenweg 9, 89134 Bermaringen
- Gerhard Stumpf Nordfeldstr. 3, 86899 Landsberg

DER FELS - Katholische Monatsschrift.

Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau; Druck: Egger Satz + Druck GmbH Landsberg

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.; Landsberg-Ammersee Bank eG,

KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00, Postbank München, Nr.: 598935-806, BLZ: 700 100 80

Für EU-Länder: Anstelle der Kontonummer die IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und anstelle der Bankleitzahl die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angeben.

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V., Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Fels e.V., Schweizer Postscheckkonto Nr.: 40-352273-9

Andere Länder: Bestellungen wie oben, Auslandspostanweisung oder Eurocheck - an: Auslieferung „Der Fels-Verein e.V.“, Postfach 11 16, D-86912 Kaufering.

Frau Dr. Ruth Kantorowicz musste sterben, weil sie Jüdin und Katholikin war.

Die fabrikmäßige Ermordung von Menschen aus so genannten rassischen Gründen ist und bleibt ungeheuerlich. Aber sollen deshalb Katholiken ihre Opfer der NS-Zeit nicht mit Gedenkstätten und Gedenktagen ehren dürfen? Schließlich kamen viele Katholiken selbst ins KZ, weil sie Juden retten wollten, weil sie das Lebensrecht als unteilbar ansahen oder weil sie den elementaren Gegensatz von Christentum und Nationalsozialismus zum Ausdruck brachten. Sie ahnten frühzeitig: Wer heute auch nur ein einziges Kind tötet, kann sich morgen an einem Genozid beteiligen. Mancher Rettungsversuch endete tragisch.

Elisabeth Pregadier beschreibt im deutschen Martyrologium „Zeugen für Christus“ das kurze Leben der Frau Ruth Kantorowicz. Sie ist am 7.1.1901 in Hamburg als Tochter des jüdischen Ehepaares Dr. med. Samuel Kantorowicz und seiner Frau Hulda geboren. Nach der Reifeprüfung studierte sie in ihrer Vaterstadt Rechts- und Staatswissenschaften. 1930 promovierte sie in Berlin mit „magna cum laude“ in Politischen Wissenschaften.

Anschließend arbeitete sie in der Öffentlichen Bücherhalle Hamburg, bis sie am 30.9.1933 wegen ihrer „nicht arischen Abstammung“ entlassen wurde. Inzwischen hatte sie die Philosophin Edith Stein kennen gelernt, die nunmehr als Schwester Teresia Benedicta a cruce in einem Kloster lebte. Ruth Kantorowicz wurde ebenfalls katholisch und wollte in ein Kloster eintreten. Da dies in Deutschland damals schon proble-

matisch war, vermittelte man sie in ein Kloster im holländischen Venlo. Dort glaubte man sie in Sicherheit. Ihre glückliche Zeit in Venlo war aber vorbei, als die katholischen Bischöfe Hollands am 26.7.1942 gegen die Deportation der jüdischen Mitbürger durch die SS öffentlich protestierten. Die Rache der SS war furchtbar. Sie durchsuchte vor allem die Klöster nach Juden und wurde auch fündig. Die katholischen Juden wurden sofort nach Auschwitz zur Vernichtung abtransportiert. Die protestantischen Juden bekamen dagegen noch eine Schonfrist, weil ihre Bischöfe in letzter Minute vor dem gemeinsam geplanten Protest zurückgewichen waren. Die katholischen Bischöfe hatten zwar ein mutiges Zeichen gesetzt, aber diesen Mut mussten nun alle katholischen Juden mit dem Leben bezahlen. Zu dieser großen Opfergruppe gehörte neben der bekannten Edith Stein auch Ruth Kantorowicz. Sie wurde am Sonntag, dem 2.8.1942 noch vor dem Gottesdienst und vor dem Frühstück von den SS-Leuten abgeholt. Als besonders schmerzlich empfand sie, dass sie daher an diesem Tag nicht kommunizieren konnte. Da sie von der realen Gegenwart Christi in der Hostie überzeugt war, wäre der Empfang gerade jetzt für sie ein Trost gewesen. Als sie zur Tür hinausgeführt wurde, versuchte eine Schwester sie zu retten, indem sie zu den SS-Leuten sagte: „Das ist doch jetzt keine Jüdin mehr, sie ist ja getauft.“

Darauf höhnte ein SS-Mann zurück: „Über einen Ochsen können Sie so viel Weihwasser gießen, wie Sie wollen, es wird darum doch keine Kuh!“ Ruth Kantorowicz ging nun



nach Berichten von Augenzeugen gefasst und ruhig hinaus. Tage zuvor hatte sie noch vor Angst die Fassung verloren, wie der Seelsorger des Klosters P. Heinrich Horster SVD berichtete. Am 9.8.1942 starb sie in einer Gaskammer in Auschwitz.

Am 27.01.2005 fragte Arno Lustiger, ein Überlebender des Holocaust, vor dem Deutschen Bundestag: „Werden die deutschen Judenretter angemessen geehrt? Nur 400 von insgesamt 20 000 wurden als „Gerechte“ von Yad Vashem geehrt.“ Im Martyrologium „Zeugen für Christus“ sind jene katholischen Judenretter verzeichnet, die ihre Hilfe mit dem Leben bezahlten. Unübersehbar ist jedoch die Zahl derer, die halfen und dennoch überlebten. Sie sind die weithin unbekannteren und unbesungenen Helden.

Eduard Werner